

S. 4

***Venezuela***

Zwischen Armut und Aufbruch

S. 9

***Begabtenförderung***

Wollen nicht alle glänzen?

S. 14

***Reisebericht***

Streifzüge von Essouira bis Fès

S. 20

***Musikbranche***

Wohin strömt das Streaminggeld?

S. 23

***Im Gespräch mit***

Professorin für osteuropäische  
Geschichte Julia Richers

S. 30

***VdS-Seiten:***

Nachgefragt bei...

4	<i>iidrückläcb</i> Zwischen Armut und Aufbruch
9	<i>inägspienzlet</i> Wollen nicht alle glänzen?
14	<i>ämet de gränzä</i> Streifzüge von Essouira bis Fès
20	<i>bärüglöst</i> Wohin strömt das Streaminggeld?
23	<i>plüderlet</i> «Wir wären gerne durch ein anderes Thema bekannt geworden»
28	<i>wärweisete</i>
29	<i>grümschelichische</i>
30	<i>VdS-Seiten</i> Nachgefragt bei...

# Editorial

## Liebe Freund\*innen veganer Fischstäbli

Früher war alles besser für die einen, heute für die andern. In der Musikindustrie stellt sich immer mehr die Frage, wer profitiert – und von wem? Oder: wovon? Möglichkeiten und Talente werden in dieser Ausgabe kritisch hinterfragt, denn «Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt», wie schon Goethe im Torquato Tasso gesagt hat.

Wie sie mit Charakteren, Talenten und Privilegien umgeht, wollen wir von der Schweizer Studienstiftung wissen und erhalten exklusiven Einblick in die eventuell elitäre Equipe engagierter Ex-Maturand\*innen. Julia Richers fragen wir darüber aus, wie die Osteuropa-Studien in Bern auf den Krieg in der Ukraine reagieren sowie was Sinn und Aufgabe der Presse und Wissenschaft in Krisenzeiten ist.

Unsere Auslandskorrespondentinnen dieser Ausgabe berichten von marokkanischen *Souks*, diesen farbenfrohen Freiluftmärkten, von nichtstaatlichen Sozialsystemen und weiter westlich über wirtschaftliche Wunderlichkeiten und das diplomatische Dasein in Venezuela, wie auch über den fälschlicherweise noch immer in Transsilvanien geglaubten Graf Dracula, der dort Lokalpolitik betreibt.

## Auf kritische Prüfungsphasen und kalte Piña Coladas

## eure bärner studizytig

### Impressum

Die bärner studizytig wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4 x jährlich mit einer WEMF-beglaubigten Auflage von 12'048 Exemplaren.

### Redaktion bsz

Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Cyril Holtz (cyh), Fabio Peter (pef), Jonas Fux (jof), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mara Hofer (mho), Mathias Streit (mas), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Silvan Beer (sbe), Georg Stark (sge)

### Externe

Titelseite: Lisa Linder  
Illustrationen: Lisa Linder  
Design & Layout: Nora Brägger, Rebekka Seiz, Ivie Onaiwu  
Rätsel: bsz Redaktion  
Lektorat: Sophie Thomas  
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

### Werbung

inserate@studizytig.ch

### Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern  
info@studizytig.ch, www.studizytig.ch

Redaktionsschluss bärner studizytig #29:  
20.09.2022  
Inserate-Annahmeschluss: 16.04.2022  
Erscheinungsdatum (Versand): KW 39

### Adressänderungen

abo@studizytig.ch

### Redaktion VdS-Seiten

Max Liechti

### Kontakt VdS

vds@phbern.ch  
Verantwortlicher VdS-Vorstand: Max Liechti

Die bärner studizytig dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der bärner studizytig im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen. Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die bärner studizytig trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die bärner studizytig nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch.

**Alle Artikel und mehr online:  
studizytig.ch**

# Zwischen Armut und Aufbruch

Text und Fotos: Lucie Jakob

**Mein Botschaftspraktikum hat mich in an einen Ort verschlagen, der seit einigen Jahren kaum besucht wird: nach Caracas, die Hauptstadt Venezuelas. Seit 2014 befindet sich das südamerikanische Land in einer tiefen politischen, wirtschaftlichen und humanitären Krise. Ein Augenschein.**

Vor knapp drei Monaten und nach gut 24 Stunden Reisezeit berührt mein Flieger venezolanischen Boden am Flughafen Maiquetía. Es ist 6 Uhr 30 in der Früh und schon beim Aussteigen aus dem Flugzeug schlägt mir ein Schwall warmer Luft entgegen. Was für ein angenehmer Kontrast zu den minus fünf Grad, die ich in Bern zurückgelassen hatte. Alle Passagiere müssen als Erstes für den obligatorischen Covid-Test antreten und verschiedenste Formulare, Covid-Zertifikate und Impfbescheinigungen vorweisen, und ich bin unheimlich froh, dass eine junge Venezolanerin meinen übermüdeten Kopf bei diesem ganzen Prozedere begleitet. In der Gepäckhalle warte ich schliesslich auf meinen – viel zu schweren – Koffer und nehme die Schilder in Augenschein, die mir mitteilen, dass ich mich nun in einer sozialistischen Republik befinde. «Bin ja gespannt, wie der Sozialismus hier umgesetzt wird», denke ich mir. Nachdem mein Koffer endlich auf das Gepäckband ausgespuckt wird und ich die Einreisekontrolle hinter mich gelassen habe, werde ich von einem Chauffeur der Botschaft im gepanzerten Auto abgeholt. Diese VIP-Behandlung löst in mir

ein etwas komisches Gefühl aus, aber da die Autobahn zwischen Maiquetía und Caracas als eine der gefährlichsten des Landes gilt und weder der öffentliche Verkehr noch Taxis sehr vertrauenswürdig sind, bin ich froh über den organisierten Transport.

Nach einer halbstündigen Fahrt erreichen wir die Aussenbezirke Caracas. Kleine Häuser aus Backstein, teilweise farbig gestrichen und eng nebeneinander gebaut, schmiegen sich an die Flanken des Hügels. «Das ist Catia, ein Barrio», erklärt mir der Chauffeur. Barrios sind in Venezuela, wie ich später lernen werde, nicht einfach gewöhnliche Viertel im

ursprünglichen Sinn des Wortes, sondern Favelas oder Slums. Caracas ist umgeben von diesen Barrios und Petare, das wenige Kilometer von meiner Wohnung entfernt liegt, ist eine der grössten Favelas Südamerikas. Je näher wir zum Zentrum gelangen, desto höher und ausgefallener werden schliesslich die Bauten; ich staune bereits jetzt über die architektonischen Zeugnisse dieser Stadt. Endlich in meinem Zuhause für die nächsten 10 Monate angekommen, werfe ich mich direkt aufs Bett, um ein paar Stunden zu schlafen, bevor mich mein zukünftiger Chef für eine kleine Runde durchs Quartier abholen wird.

*Es werden auffällig viele neue, superschicke Bars, Clubs und Restaurants eröffnet – um Geld zu waschen, wird gemunkelt.*



Ausblick auf die Wolkenkratzer des Zentrums von Caracas vom Barrio San Agustín.

## Mindestlohn pro Monat: 30 Dollar

Mittlerweile sind knapp drei Monate vergangen und ich versuche immer noch, die Situation in diesem Land in all ihren Facetten zu erfassen. So ist beispielsweise in Caracas die wirtschaftliche und humanitäre Krise kaum mehr spürbar, zumindest in den Quartieren, in denen ich mich mehrheitlich bewege. Die Supermärkte sind wieder gut gefüllt (auch wenn teilweise die Produkte von Woche zu Woche variieren), Restaurants haben wieder geöffnet und sind gut besucht und bei den Tankstellen muss nicht mehr während mehreren Stunden für Benzin angestanden werden. Es werden gar auffällig viele neue, superschicke Bars, Clubs und Restaurants eröffnet – um Geld zu waschen, wie bisweilen gemunkelt wird. Dazu kommt das Phänomen der sogenannten

Bodegones: Diese Edelsupermärkte bieten alle möglichen importierten Produkte an. Leisten kann sich das ein\*e durchschnittlicher Venezolaner\*in jedoch nicht. Bereits die Preise in den normalen Supermärkten sind enorm hoch, ich musste bei meinem ersten Einkauf vor drei Monaten leer schlucken: Umgerechnet ca. 60 Franken bezahlte ich für einen Einkauf von Grundnahrungsmitteln wie Pasta, Reis, Eiern, Gemüse und Früchten. Zugegeben, ich wusste damals noch nicht, welches die günstigsten Produkte waren – da die Preise häufig nicht angeschrieben sind, ist das jedoch auch nicht ganz einfach – und weil es mein erster Einkauf im Land war, kaufte ich grössere Mengen. Nichtsdestotrotz sind die Preise im Schnitt kaum tiefer als in einem Schweizer Supermarkt. Der Preis für die sogenannte «canasta básica», die

*Beinahe alle arbeiten als Taxifahrer\*innen, um sich etwas dazuzuverdienen.*

Grundnahrungsmittel, die eine Familie von fünf Personen in einem Monat benötigt, wird auf beinahe 500 Dollar geschätzt. Dies bei einem vor kurzem von zwei auf dreissig Dollar erhöhten Mindestlohn für Staatsangestellte und mit einem Lohn zwischen ca. hundert bis vierhundert Dollar in der Privatwirtschaft.

## «Meine Freunde sind überall auf der Welt verstreut»

Offensichtlich kann so niemand seinen Lebensunterhalt bestreiten. Als ich meine

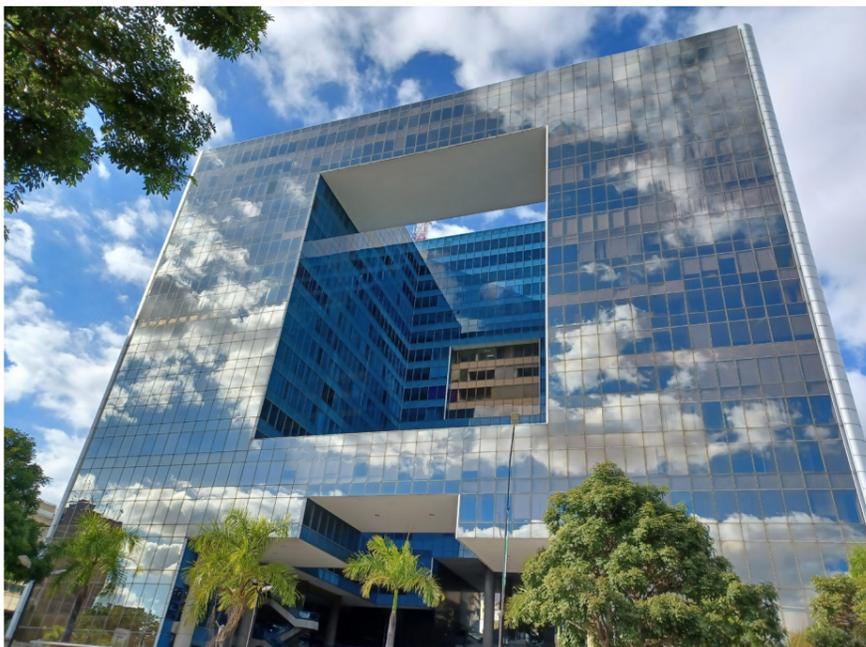
venezolanischen Freund\*innen auf die Problematik angesprochen habe, erklärten sie mir, dass die meisten Menschen deshalb mehreren Arbeiten nachgehen. Deutlich wird das bei einem Gespräch mit Fahrer\*innen der Taxi-App «Ridery», das Uber-Äquivalent Venezuelas: Beinahe alle arbeiten als Taxifahrer\*innen, um sich etwas dazuzuverdienen. Eine Fahrt mit einem Ridery kostet Minimum 2.70\$ – das lohnt sich also allemal. Wirklich gut leben tun aber trotz mehrerer Jobs die wenigsten. Laut einer Statistik der venezolanischen Universität Andres Bello

(staatliche Daten existieren nicht) lebten im Jahr 2021 94,5 Prozent der venezolanischen Bevölkerung in Armut und 76,6 Prozent gar in extremer Armut. Nicht grundlos haben bereits 6 Millionen Venezolaner\*innen ihre Heimat verlassen, um in der Fremde eine bessere Zukunft für sich aufzubauen und ihre Familie besser unterstützen zu können. «Ich habe eigentlich keine Freunde mehr hier in Caracas», erzählen mir mehrere Bekannte, «alle sind überall auf der Welt verstreut. Im Moment habe ich zwar eine einigermaßen anständige Arbeit hier, aber falls sich mir die Möglichkeit bietet, gehe ich auch.» Ein grosses Hindernis für die Ausreise stellt sich jedoch bereits ganz zu Beginn: Der venezolanische Pass ist der teuerste der Welt – er kostet umgerechnet ca. 200 Dollar. Gerade die weniger gut gebildeten Personen, die kaum Gelegenheit haben, solch eine Summe anzusparen, passieren daher die Grenze oftmals illegal und riskieren dabei ihr Leben.

#### Hoffnungsschimmer am Horizont

Die gute Nachricht auf wirtschaftlicher Ebene ist, dass zumindest die Hyperinflation aufgehalten wurde. Im Februar 2022 wurde die tiefste monatliche Inflationsrate seit 2014 festgestellt (2,8 Prozent). Dies ist insbesondere auf die informelle Dollarisierung der Wirtschaft zurückzuführen, die nach und nach auch von der Regierung akzeptiert wurde. Die Bolívares, die eigentliche Währung Venezuelas, sieht man – zumindest in Caracas – kaum mehr. «Stell dir vor, es gab mal Münzen – die habe ich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr in der Hand gehalten», erzählt mir ein Freund.

*Eine Plastikflasche Benzin kostet 0,06 Gramm Gold. Denn beinahe alle Menschen, die hier leben, arbeiten in den legalen und illegalen Minen der Region.*



Caracas verfügt über einige architektonisch ausgefallene Gebäude, die vom vergangenen Glanz der Stadt zeugen. Im Bild das Edificio Parque Cristal.

Nicht grundlos wurde mir vor meiner Abreise geraten, Dollars mitzunehmen – in kleiner Stückelung, da normalerweise kein Rückgeld gegeben wird. In den meisten Fällen bezahlt man jedoch mit der Kreditkarte in Bolívares. Dazu eine kleine Anekdote zum Leben in Venezuela, neben all diesen Zahlen: Bei meinem ersten Einkauf mit der Kreditkarte staunte ich nicht schlecht: Nachdem ich für die Abwicklung des Einkaufs zuerst mal meine Passnummer angeben musste (ja, für jeden Einkauf in egal welchem Geschäft hat man seine ID- oder Passnummer anzugeben!) und anschliessend meine Kreditkarte an die Kassiererin übergeben hatte, fragte mich diese nach meiner PIN. Ich war etwas verwirrt, diktierte sie ihr jedoch schliesslich zögerlich. Wie mich mein Chef später aufklärte, ist das völlig normal. Kreditkartenbetrug stellt überraschenderweise kein Problem dar – es lohnt sich schlichtweg nicht.

Für das nächste Jahr prognostizieren verschiedene Ökonom\*innen zudem ein Wachstum für die venezolanische Wirtschaft, ein Novum seit acht Jahren des freien Falls. In Babyschritten versucht sich das Land also aufzurichten. Wie der venezolanische Ökonom Ricardo Villasmil ermahnt, muss dieses Wachstum jedoch relativiert werden. Um seine Aussage zu untermauern, bedient er sich einer eindrücklichen Metapher: Venezuelas Wirtschaft ist wie ein menschlicher Körper, der 80 Prozent seines ursprünglichen Gewichts (sagen wir 100kg) verloren hat und nun noch 20 Kilo wiegt. Auch wenn er nun wieder zwei Prozent zunimmt, wiegt er gerade einmal

22kg und ist immer noch weit entfernt vom Normalzustand.

Ein weiterer Grund zur Hoffnung für die gebeutelte Bevölkerung waren die im März abgehaltenen Gespräche zwischen der Regierung Maduros und einer Delegation hochrangiger US-amerikanischer Beamten. Wegen des Boykotts russischen Öls und Gas aufgrund des Ukrainekrieges strecken die USA die Fühler nach anderweitigen Versorgungsmöglichkeiten aus, unter anderem zur früheren Partnerin Venezuela. Biden hat jedoch nicht mit der heftigen Opposition im US-amerikanischen Parlament gerechnet, weshalb seit der Freilassung von zwei inhaftierten amerikanischen Gefangenen wieder Stillstand herrscht. Abgeschlossen ist dieses Kapitel allerdings wohl noch nicht, verschiedene amerikanische Ölfirmen wären interessiert an einer Konzession für Venezuela und üben Druck auf die Regierung Bidens aus.

#### Person vor Programm

Auf politischer Ebene sitzt die Regierung Maduros im Moment wieder fester im Sattel. Die Opposition hat es nicht geschafft, sich zu einen und so grössere Wahlsiege zu erringen. Einige Staaten konnte sie aber immerhin gewinnen – darunter zur grossen Überraschung der Regierung und internationaler Beobachter\*innen den Heimatstaat Chavez', Barinas. Dies, obwohl die Wahl von der Regierung zuerst als ungültig erklärt wurde und die Wiederholung nicht unter gänzlich fairen Bedingungen stattfand.

*Die Hauptstadt Venezuelas verfügt über eine grosse LGBTI-Community, die den Widrigkeiten der grösstenteils konservativen Gesellschaft trotzt und verschiedenste Events organisiert.*

Was mir bei der Beobachtung der venezolanischen Politik ins Auge stach, war die starke Fokussierung auf Persönlichkeiten, die sowohl aufseiten der Regierung wie auch bei der Opposition zu erkennen ist. Es geht weniger um Programme einer Partei als um die Person, die diese führt. So stehen eigentlich beinahe alle Oppositionsparteien für dieselben Veränderungen ein, allerdings wird eine Partei beispielsweise von Juan Guaidó und eine andere von Henrique Capriles geführt. Gewählte Politiker\*innen sind dafür oftmals hauptsächlich damit beschäftigt, ihre Politik mit ihrem Namen zu verbinden – ein Extrembeispiel dafür ist der Chavista-Gouverneur des Staates Carabobo, Rafael Lacava, auch genannt «Drácula». Auf einer Reise in den Nordwesten des Landes passieren wir seinen Amtsbezirk und ich erkenne immer wieder das Symbol einer Fledermaus. Ich werde auf meine Nachfrage hin aufgeklärt, dass Lacava diese überall anbringen lässt und beispielsweise auch einem Platz (Plaza Drácula) und dem öffentlichen Transport (TransDrácula) ein «Drácula» im Namen verliehen hat.

#### Kostenpunkt? 0,06 Gramm Gold

Aus persönlicher – und etwas zynischer – Perspektive habe ich wohl einen der besten Momente erwischt, um in Venezuela zu leben: Die wirtschaftlichen und politischen Herausforderungen, mit denen das Land zu kämpfen hat, machen die Arbeit auf der Botschaft unglaublich spannend und gleichzeitig ist durch die sachte Erholung wieder einiges an Aktivitäten ausserhalb der Arbeit möglich. Kleinere Reisen an den Strand oder auch an etwas weiter entfernte touristische Orte wie die im Nordwesten liegende Halbinsel Paraguaná sind gar auf eigene Faust möglich, vorausgesetzt man verfügt über ein Auto und reist tagsüber. Mit organisierten Tours ist sogar der Besuch der aussergewöhnlichen Tafelberge im Südosten des Landes an der Grenze zu Brasilien möglich,

ein Gebiet, das ansonsten grundsätzlich gemieden werden sollte. Während der Fahrt dorthin wird jedoch deutlich, wie gross der Unterschied zwischen Caracas und dem restlichen Land ist: Immer wieder passiert man heruntergekommene Dörfer mit verfallenen, halb begonnenen Bauten, in den Restaurants ist die Auswahl der Speisen sehr beschränkt und bei den Tankstellen steht man mindestens eine halbe Stunde Schlange. Im weiteren Verlauf des Weges wird das Benzin schliesslich in Plastikflaschen auf der Strasse verkauft,

angeschrieben ist der Preis mit 0,06. Allerdings sind damit nicht Dollar oder Bolívares gemeint, sondern Gramm Gold. Dies kommt daher, dass beinahe alle Menschen, die hier leben, in den legalen und illegalen Minen der Region arbeiten. Bolívares sind hier noch weniger begehrt als im Rest Venezuelas, akzeptiert werden Gold, Reais oder Dollar – in Reihenfolge ihrer Beliebtheit.

#### Baile el Reggaeton, Mami

In Caracas selbst ist das Nachtleben und die Kultur nach der Coronapandemie wieder erwacht.

Im Ausgang ist es (unglaublich!) laut, aktiv und bunt, aus den Boxen dröhnt meist Reggaeton und später Bachata, dazwischen gern auch mal etwas Elektronisches. (Und ja, ich habe mich vom Reggaeton-Fieber anstecken lassen – ich entschuldige mich bereits im Voraus bei meiner WG für die Playlist, die nach meiner Ankunft in unserer Küche in maximaler Lautstärke laufen wird...) Die Hauptstadt Venezuelas verfügt ausserdem über eine grosse LGBTI-Community, die den Widrigkeiten der grösstenteils konservativen Gesellschaft trotzt und verschiedenste Events organisiert. Auch die diplomatischen Anlässe können zu meinem Glück wieder stattfinden, von Konzerten in der ausgefallenen Freiluft-Konzertlocation Concha Acústica de Bello Monte über Filmvorstellungen im Rahmen des Holocaust-Erinnerungsmonats oder der Frankophonie bis zum klassischen Apéro in der Residenz der Schweizer Botschaft.

Zu schaffen macht mir in Caracas einzig die eingeschränkte Bewegungsfreiheit – ohne motorisierten Untersatz kommt man eigentlich nirgends hin. Gerade abends auszugehen ist jedes Mal



Die Concha Acústica im Südosten der Stadt.



Die eindrücklichen Tafelberge Roraima und Kukenán im Südosten des Landes.

eine logistische Herausforderung. Wenn man Glück hat ist ein «Pana» (Freund\*in) mit dem Auto dabei und man wird abgeholt, ansonsten muss man per Fahrdienst-App ein Taxi bestellen. Das ist natürlich absolut machbar und diese Aussage klingt wahrscheinlich furchtbar verwöhnt, und doch wird mir bewusst, wie wertvoll und simpel es ist, sich zu jedweder Zeit auf sein Velo schwingen und dorthin fahren zu können, wo man gerade Lust dazu hat.

#### Strom der Eindrücke

Es gäbe noch so viel mehr zu erzählen über Venezuela, gefühlt konnte ich in diesem Text nicht einmal die Hälfte meiner Eindrücke verpacken. Ich bin immer wieder überrascht, frustriert und beeindruckt von diesem Land; überrascht über die gefühlt aus dem Nichts auftauchende Wüste im Nordwesten des Landes, frustriert über die grosse soziale Ungleichheit in der Gesellschaft und beeindruckt von der

Resilienz der Venezolaner\*innen. Und jeden Tag kommen neue überraschende, frustrierende und beeindruckende Erlebnisse hinzu, der Strom der Eindrücke reisst nicht ab. Von einem kompletten Bild über Venezuela bin ich noch weit entfernt und wahrscheinlich werde ich es auch niemals erreichen, schliesslich bewege ich mich auch hier in einer bestimmten Bubble – so sehr ich mich auch bemühe, diese zu verlassen und möglichst alle Aspekte Venezuelas kennenzulernen. ♦

**Hinweis:** *Die Situation in Venezuela kann in diesem kurzen Artikel niemals komplett und in all ihren Facetten abgebildet werden. Er spiegelt meine persönlichen Erfahrungen und die Informationen, die ich im Rahmen meiner Arbeit sammle. Der Artikel stellt zudem nicht die offizielle Meinung der Schweizer Botschaft in Venezuela dar.*

**PHBern**  
Pädagogische Hochschule

#darumlehrperson

**WIE WEITER NACH DEM FACHSTUDIUM?**

Mehr dazu an der online Info-Veranstaltung:  
Mittwoch, 18. Mai 2022, 18.00 – 19.00 Uhr

Jetzt anmelden!  
[www.phbern.ch/is2-info](http://www.phbern.ch/is2-info)

# Wollen nicht alle glänzen?

Text und Fotos: Mara Hofer

## Die Schweizer Studienstiftung fördert talentierte Studierende. Doch wie legitim ist die Förderung von Leuten, die ohnehin schon privilegiert sind?

Wer beim Maturabschluss mit einem Schnitt von 5,3 brilliert, wird dafür mit einer Einladung der Schweizer Studienstiftung belohnt, einer Organisation zur Förderung und Weiterbildung begabter und engagierter Student\*innen. Geeignet für die Mitgliedschaft sind breit interessierte und neugierige Menschen. «Dass man beispielsweise nicht nur Physik liebt, sondern auch Belletristik verschlingt», erklärt Klara Sekanina, die leitende Direktorin. «Neugier. Motivation. Verantwortung» – diese drei Wörter sind für die Stiftung gross geschrieben und prangen ganz zuoberst auf der internen Website. Wer aufgenommen werden will, muss sich

vorab bewerben und sollte nebst interdisziplinärem Interesse auch vernetzt denken können und sich gesellschaftlich engagieren.

#### Ist es ein Match?

Dem Bewerbungsdossier, welches Zeugnisangaben, Motivationsschreiben, wie auch einen tabellarischen und ausführlichen Lebenslauf beinhalten soll, müssen zwei Empfehlungsschreiben von Personen aus dem Bildungsumfeld und ein Essay oder Kurzfilm über ein vorgegebenes Thema beigelegt werden. Auf die Bewerbung, wenn begutachtet und akzeptiert, folgt ein eintägiges Assessment vor Ort. Dafür gestaltet jede\*r Bewerber\*in einen Vortrag, leitet dazu eine

Diskussionsrunde, muss dann noch einige Fragen in einem persönlichen Gespräch beantworten und wird schliesslich aufgenommen oder abgelehnt. Was nach grossem Aufwand klingt, scheint weniger eine Prüfung zu sein als «die Möglichkeit, sich persönlich kennenzulernen und zu sehen, ob die Stiftung wirklich das Richtige ist für die betreffende Person –

und ob sie ein geeignetes Profil hat für die Stiftung», meint Lydia Tchambaz, eine wissenschaftliche Mitarbeiterin der Studienstiftung, die unter anderem für die Auswahl und Betreuung der Geförderten zuständig ist. «Beim Assessment geht es nicht um richtig oder falsch, sondern eher um einen Abgleich; matchen wir oder nicht?».

*«Dass man beispielsweise nicht nur Physik liebt, sondern auch Belletristik verschlingt»*

**Rechts geswiped**

Insgesamt kommen pro Jahr etwa 180 Anmeldungen rein, 85% der Bewerber\*innen werden aufgenommen. Ungefähr die Hälfte der Bewerber\*innen treten direkt nach der Matura bei, allerdings ist der Beitritt auch noch mitten im Studium möglich. Gründe mitzumachen, gibt es einige, denn die Stiftung bietet ihren Geförderten viel: die Vernetzung mit anderen Studierenden, ein internes Bildungsprogramm und die Beratung durch Mentor\*innen (akademische Fachleute) zu Fragen rund um Studium, Beruf und Karriere. Die Geförderten können an diversen Seminaren teilnehmen, diese selbst mitorganisieren, sich austauschen und gemeinsam Ideen weiterverfolgen. Ein weiteres Angebot sind die Sommerakademien; einwöchige Weiterbildungen während den Sommerferien, die jeweils im Tessin stattfinden. Dort nehmen sich die Teilnehmenden viel Zeit für die intensive Auseinandersetzung mit bestimmten Inhalten, wie zum Beispiel dem Thema «Staatsphilosophie». Auf der internen Plattform «who is who?» können sich die Geförderten selbständig vernetzen und die Aufteilung in Lokalgruppen ermöglicht physische Treffen. Die Stiftung bietet auch intern viele Möglichkeiten, sich zu engagieren. Es existieren diverse Vereine und Projekte, die von Geförderten ins Leben gerufen wurden und auf der Website übersichtlich dargestellt sind. Dazu gehört «foraus», ein Online-Format, das zur Kommunikationskultur beiträgt und regelmässig wissenschaftliche Inputs betreffend der Schweizer Aussenpolitik publiziert.



Das Namensschild der Schweizer Studienstiftung, am Hauseingang des Sitzes in Zürich.

Grundsätzlich gehe es darum, was in der Freizeit für andere getan werden könne und wie mensch der Gesellschaft einen Mehrwert bringe. Dazu zählt der Stiftung zufolge auch «Care Arbeit», wenn zum Beispiel ein Elternteil lange krank war, und die Person sich um die jüngere Schwester kümmern musste. Andere typische Beispiele sind politischer Aktivismus oder kulturelle oder soziale Leistungen. Zentral ist, dass es nicht nur um die eigene Person geht.

**«Die Studierenden werden gefördert, aber sie bringen auch etwas mit, engagieren sich, bieten vielleicht ein Seminar an oder organisieren eine Gruppenlektüre.»**

**Links geswiped**

15% der Bewerbenden erhalten eine Absage. Dies habe jedoch nichts mit persönlichen Kompetenzen und Qualifikationen zu tun, denn wer zum Assessment eingeladen wurde, hatte ein überzeugendes Dossier. Oft haperts nicht an der schulischen Leistung, sondern am mangelnden gesellschaftlichen Engagement. Wie dieses Engagement aussehen sollte, legt die Stiftung nicht fest. Jede\*r müsse das für sich selbst definieren, eine gute Begründung vorbringen und die Motivation aufzeigen.

Es kämen auch immer wieder Bewerbungen rein, die ein ganz anderes Mindset aufweisen. Das seien dann meist Student\*innen mit ausgezeichneten Noten, schnell werde jedoch klar, dass diese Personen einfach nur konsumieren möchten. «Wir sind vorsichtig bei der Aufnahme», meint Mitarbeiterin Lydia. «Die Studierenden werden gefördert, aber sie bringen auch etwas mit, engagieren sich, bieten vielleicht ein Seminar an oder organisieren eine Gruppenlektüre». Oft fehlt es da am

**«Bei vielen Studierenden mit dem richtigen Profil gibt es Hemmungen, sich zu guten Noten zu bekennen und sich zu bewerben.»**

gesellschaftlichen Engagement und es geht nur um den Lebenslauf, der wie eine Checkliste verstanden wird. Die Mitgliedschaft bei der Stiftung würde sich in der Laufbahnplanung gut machen und Zugang zu einem Netz mit Stipendien zu erhalten, ist praktisch. Solche Bewerbungen seien nicht im Sinne der Studienstiftung, meint Lydia.

**Karriereboost**

Obwohl sich solche Leute, die oft an Eliten-Universitäten studieren, von der Mitgliedschaft Karriereförderung versprechen, meint Klara Sekanina, dass dies nicht das Ziel der Studienstiftung sei. Es gehe nicht um die Herausbildung einer akademischen Elite oder um das Schmieden von Lebensläufen, erklärt die Direktorin, sondern darum, engagierte Leute zusammenzubringen, sie dabei zu unterstützen, ihre Freiräume wahrzunehmen und sich zu überlegen, wie sie ihr Können in einen Mehrwert umwandeln. Die Geförderten sollen mit dem Rüstzeug ausgestattet werden, schwerwiegende Probleme zu lösen, mit denen die Welt konfrontiert ist. So verspricht die Stiftung, dass ihre Investitionen in die Studierenden der Gesellschaft auch wieder zugutekommen. Mitglied Sofie stellt sich das so vor, dass «Geförderte später eine Organisation für Flüchtlingshilfe oder ein Startup gründen mit Solarenergie». Wie Nicole\* jedoch erklärt, gebe es auch Geförderte, die sich doch offensichtlicher auf ihre Karriere statt auf das gesellschaftliche Engagement fokussieren. Diese Leute würden «perfekt scheinen wollen und eine

Mauer aufbauen, die es schwierig macht, sie näher kennenzulernen», so Nicole. Die Möglichkeit, durch die Mitgliedschaft in der Stiftung die eigene Laufbahn zu pushen, besteht sicherlich. Denn nebst den thematischen Angeboten werden die Geförderten auch in ihrer Persönlichkeitsentwicklung unterstützt. So zum Beispiel können sie sich in interaktiven Seminaren auf Bewerbungsgespräche vorbereiten, ihre Rhetorik trainieren oder sogenannte «soft skills» verbessern. «Solche Veranstaltungen sind unglaublich wertvoll, ich habe viel davon profitiert. Sie stärken das Selbstvertrauen, das sichere Auftreten, das kritische Denken und wie man mit Leuten umgeht. Das sind Fähigkeiten, die man fast überall brauchen kann, zum Beispiel auch für Führungspositionen», so Mitglied Sofie.

**Ein elitärer Verein?**

Tatsächlich scheint die Stiftung auf viele den Eindruck zu machen, als würde sie reine Karriereförderung betreiben. Der Einladung wird oft misstrauisch begegnet. Sie scheint einen elitären, etwas abgehobenen Eindruck zu hinterlassen. Mitglied Lena\* meint dazu: «Ich verstand das Konzept der Stiftung nicht und es machte mich misstrauisch, dass man sich dafür aufwändig bewerben muss. Ausserdem sah ich mich nicht als besonderes Talent. Stattdessen fragte ich mich, ob das ein Rotary Club für junge Leute ist. Ich glaube, diesen Eindruck haben viele, es ist jedoch ein zu einfaches Narrativ». Auch das Assessment schreckte sie erst einmal ab, das Format erinnerte an eine Consulting-Firma, und so landete sie in Lenas Fall direkt im Altpapier. Mitglied der Stiftung wurde sie erst während des Studiums, als ihr ein guter Freund den Beitritt empfohlen hatte. Wie viele Leute die Einladung wie Lena ignorieren, ist nicht bekannt. Auch nicht, wie viele überhaupt einen Brief erhalten. Denn nicht die Studienstiftung, sondern die Gymnasien selbst verteilen die Unterlagen.

Mit dem Vorwurf, elitär zu sein, sieht sich die Stiftung allerdings oft konfrontiert. Die Geschäftsleitung jedoch verneint dies. Lydia Tchambaz argumentiert: «für mich bedeutet Elite, egal wie sehr du dich anstrengst, wenn zum Beispiel der Beitritt mit familiärem Hintergrund zusammenhängen würde. Das ist bei uns nicht der Fall». Eine genauere Betrachtung des Wortes «elitär» scheint hier hilfreich zu sein. Denn im Kern bedeutet «Elite»: «Die (in Bezug auf ein bestimmtes Kriterium) besten Personen (einer Gruppe oder

Gesellschaft)», was meist negativ konnotiert ist. So gesehen gibt es aber in jeder Gruppe eine Elite – ob das gut oder schlecht ist, ist damit noch nicht gesagt. Im Sportbereich beispielsweise bildet sich in Vereinen oft eine «Elite» mit Leuten, die aktiver oder begabter sind. Die steigen in den Kader auf und wechseln allenfalls später ins Nationalteam. Allerdings scheint die negative Konnotation in solchen Fällen weniger mitzuschwingen. Dann gibt es Elitengruppen wie Kartelle, die sehr exklusiv sind und von deren Existenz nur sie selbst profitieren, oder elitäre Gruppen,

die das Ziel haben, selbst noch privilegierter zu werden. Es gibt aber auch «Eliten» im Sinne von «leistungsstarken Teilgruppen», deren Ziel nicht die eigene Profilierung ist. So versteht sich die Stiftung. Denn die sozialen und finanziellen Ressourcen, die aufgewendet und in sinnvolle Projekte investiert würden, seien ein Mehrwert für die Gesellschaft insgesamt. Lena zufolge wirkt das Engagement-Kriterium da wie ein Filter, der sicherstellt, dass die tendenziell privilegierten Mitglieder der Stiftung ihre Privilegien für einen guten Zweck einsetzen.



Klara Sekanina (links) und Lydia Tchambaz (rechts) im Gespräch.

**Profilierung Privilegierter?**

Privilegiert sind viele Geförderte tatsächlich. «Wir sind diejenigen, die genug Zeit und Platz im Kopf haben, um uns nebenbei noch gesellschaftlich zu engagieren», findet Lena. Dass die Studienstiftung mehrheitlich Leute mit akademischem Hintergrund fördert, werde unter den Geförderten aktiv diskutiert. Denn dadurch hängt der Beitritt durchaus mit dem familiären Hintergrund zusammen und es kommt zur Reproduktion der sozialen Schichten unserer Gesellschaft. Allerdings stellt sich die Frage, ob und wie das verhindert werden könnte. Denn die Geförderten der Studienstiftung bilden eine Untergruppe, die schon mehrere Selektionsprozesse durchlief. Kompetente Leute mit Potential, die im vorgelagerten Bildungssystem nicht weitergekommen waren, kamen dafür gar nie infrage. «Wir können nicht etwas korrigieren, worauf schon während der Schulzeit zu wenig geschaut wurde», findet Direktorin Klara Sekanina. Mangelnde Vielfalt bezüglich sozialem Hintergrund sei stattdessen eine Folge der systemischen Strukturen.

**Bescheidene Eliten**

Lena zufolge beschäftigen sich jedoch viele der Geförderten damit, wie sie ihre Privilegien sinnvoll nutzen können und wie sie als Individuen und als Gruppe damit umgehen wollen, in einem der reichsten Länder zu leben. Ihr gefalle die selbstkritische Diskussionskultur. Auch die Studienstiftung selbst wird hinterfragt. Ein weiterer Diskussionspunkt bildet die Wahl der Aufenthaltsorte für mehrtägige Treffen. Die Nächte länger andauernder Veranstaltungen verbringen die Teilnehmenden oft in renommierten Hotels an verschiedenen Standorten in der Schweiz.



Lydia Tchambaz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Studienstiftung und dort unter anderem für die Auswahl und Betreuung der Geförderten zuständig. Sie schloss ihr Doktorat in Klinischer Pharmakologie und Toxikologie an der Uni Basel ab.

**«Es gibt viele Leute, die einen tollen Beitrag oder interessante Gespräche initiieren könnten, die keine 5,3 haben.»**

Auch Nicole findet das problematisch, «wenn du erfolgreich bist in einem Bereich, ist dann gleich der ganze Lebensstandard höher. Jugendherbergen wären auch eine tolle Option. Weshalb machen wir das nicht so und geben das Geld, das wir sparen, für weitere Weiterbildungen aus?». Das Kriterium des Notenschnitts ist ebenfalls ein viel besprochenes Thema unter den Geförderten. Wie Nicole erzählt, gelinge es weniger engagierten Mitgliedern besser, den Schnitt zu halten. Denn wer sich stark gesellschaftlich engagiere, könne weniger Zeit ins Lernen investieren. Ausserdem betrachtet die Stiftung den Schnitt als Indikator für Begabung. Allerdings sind Begriffe wie «Talent» oder «Begabung» sehr vage und es gibt keinen einheitlichen Weg, diese Merkmale an Menschen festzustellen. Wie sollte Begabung also gemessen werden? Ist es legitim, dass die Studienstiftung den Schnitt so hoch ansetzt? Im universitären Umfeld kann dies durchaus kritisch gesehen werden, denn Noten sind immer relativ. Sie hängen ab von jeweiligen Bewerter\*innen und es gibt viele Differenzen je nach Disziplin oder Universität. «Meiner Meinung nach gibt es viele Leute, die einen tollen Beitrag oder interessante Gespräche initiieren könnten, die keine 5,3 haben», meint Lena dazu.

**Tiefstapeln statt herausstechen**

Ein anderer Aspekt, der mit dem hohen Schnitt zusammenhängt, sind die Konnotationen rund um systemisch erfolgreiche Menschen. Viele der Geförderten hätten Erfahrungen damit gemacht, als Streber\*in gelesen zu werden und wüssten daher, wie es ist, Aussenseiter\*in zu sein. Mitglied Nicole erzählt: «Es ist schwierig, wenn Leute dich als «overachiever» und daher als unsympathisch wahrnehmen. Da ist es schön, Teil einer Gruppe zu sein, in der die Einstellung, sich verbessern zu wollen, nicht stigmatisiert wird». So gesehen fördert die Stiftung einen Raum, in dem sich Privilegierte getrauen, über ihre Privilegien und Talente offen zu sprechen. Obwohl diese Erfahrungen das Klima prägen und eine inklusive Kultur fördern, sei das nicht der ausschlaggebende Punkt, meint Lena. Sie empfindet die Darstellung als Selbsthilfegruppe für soziale Aussenseiter\*innen als problematisch. «Da hat man sofort diese Bilder im Kopf, beispielsweise von Leuten, die nicht wissen, was Sarkasmus ist. Ich denke, dass es kein Problem ist, wenn man sich für sein Studium interessiert, sondern eher ein Privileg», erklärt sie. Vor allem in der Romandie scheint die Angst vor dem Streber\*innenstempel ausgeprägt zu sein; diese Rückmeldungen bekommt die Stiftung von den Personen, die die Assessments durchführen. Geographische Unterschiede zeigen sich auch darin, dass vergleichsweise wenige – insgesamt 49 von 810 – der Geförderten aus Bern kommen. Die Mehrheit studiert in Zürich, vorwiegend an der ETH, wo auch deutlich mehr für die Stiftung geworben wird. Die Mobilisationsprobleme, wird intern vermutet, seien die Folge fehlender Informationen. «Viele kennen die Studienstiftung nicht und kommen deshalb gar nicht auf die Idee, dass sie beitreten könnten. Manchmal gibt es aber auch ein gewisses Misstrauen, was Begabtenförderung oder die Studienstiftung betrifft», so Sofie.

Durch die Hemmungen im Zusammenhang mit Noten wird das Elitäre der Stiftung somit zum Problem für die Organisation selbst. Lydia Tchambaz etwa ist überzeugt: «Bei vielen Studierenden mit dem richtigen Profil gibt es Hemmungen, sich zu guten Noten zu bekennen und sich zu bewerben».



Klara Sekanina ist die Direktorin der Studienstiftung. Sie hat an der ETH Zürich sowie der Columbia University studiert und in Chemie promoviert.

Umso mehr scheint fragwürdig, dass die Stiftung Noten als wichtigsten Indikator für Begabung und Talent sieht. «Noten messen etwas, was nicht messbar ist, und versuchen in Zahlen auszudrücken, was eigentlich nicht in dieses System passt», meint Sofie. Wenn es nach ihr ginge, wäre es eine Überlegung wert, Noten ganz abzuschaffen. Denn sie würden

eine Orientierung an abstrakten Richtwerten fördern, obwohl es eigentlich um Fähigkeiten wie kritisches Denken und um das Begreifen von Zusammenhängen gehe.

Die Antwort darauf, ob es legitim ist, Privilegierte zu fördern, hängt also stark mit unseren Vorstellungen zusammen, was wir unter «Talent», «Begabung» und «Engage-

Die Schweizer Studienstiftung wurde 1991 nach deutschem Vorbild gegründet. Im Vergleich zum deutschen Modell, das bereits 1925 gegründet wurde, wird die Schweizer Stiftung nur marginal vom Staat finanziert und vergibt Stipendien nur punktuell. Im Fokus der Schweizer Studienstiftung steht nicht die finanzielle Unterstützung, sondern die interdisziplinäre Weiterbildung.

ment» verstehen und wie wir das zu messen versuchen. Es gibt sicherlich viele Leute, die gesellschaftlich engagiert sind und durch Förderung noch wertvollere Beiträge leisten könnten, die aber nicht über den vorgegebenen Notenschnitt verfügen. Da jedoch die Ressourcen für die Umsetzung der Förderprogramme begrenzt sind, ist es notwendig, gewisse Kriterien zu setzen, das sieht auch Sofie so. Ausserdem ist dies der Stiftung nicht eigen, sondern passt ins universitäre Umfeld, in welchem wir alle Teil einer Art Elite sind – ob wir nach der Matura eine Einladung erhielten oder nicht. ♦

\*Lena und Nicole heissen in Wahrheit anders. Sie wünschten, anonym zu bleiben.

**OPERA BERN**

Ab 21. Mai  
Stadttheater  
Mit LEGI 50% im VVK  
Last-Minute-Tix 15.-

**i CAPULETI E i MONTECCHI**

(Romeo und Julia)  
Oper von Vincenzo Bellini

**B BÜHNEN BERN**

# Streifzüge von Essouira bis Fès

Text und Fotos: Lisa Linder

**Auf ihrer Reise wollte unsere Autorin Marokko während des Ramadans erkunden. In vier Städten machte sie sich einen Eindruck des Landes im heiligen Monat.**

Es ist Samstag, zwölf Uhr vierunddreissig. Voller Vorfreude auf die bevorstehende Reise steige ich in den Zug nach Genf. Am Flughafen herrscht Chaos – es ist der erste Tag der Frühlingferien. Menschen verschiedenster Herkunft nerven sich über die langsame Sicherheitskontrolle. Die Luft im Eingangsbereich des Duty-Free-Shop stinkt gleichermaßen nach Parfüm und dem Schweiss der Reisenden. Natürlich fliegt mein Flugzeug am hinterletzten Gate, doch da ich – für mich komplett untypisch – sogar etwas früh dran bin, kann ich, in meiner Gedankenwelt schlenkernd, erste Bilder davon basteln, was mich in meiner Destination erwarten wird.

## Von vier Uhr früh bis kurz nach Sieben

Der Flug dauert gut zwei Stunden. Endlich von der Maskenpflicht befreit, trete ich hinaus in die marokkanische Abendsonne, welche die Szenerie in mattgelbes Licht taucht. Mir stehen knapp zehn Tage zur Verfügung um Bekanntschaft mit dieser Kultur zu schliessen. Meine Reise fällt in eine Zeit, in der die Hauptreligion des Landes, der Islam, noch präsenter ist als sonst: Es ist Ramadan.

Zum ersten Mal deutlich wird dies im Taxi zu meinem Hotel in Marrakesch. Autos und Motorräder kurven und überholen, die mir bekannten Verkehrsregeln ignorierend, im dichten Abendverkehr Richtung Zentrum. Dass dieser waghalsige Fahrstil gerade um diese Zeit, kurz vor neunzehn Uhr, Hochkonjunktur hat, habe damit zu tun, so erklärt mir der Taxifahrer, dass der Moment des *four* bald beginne. *Ffour*, zu Deutsch «Fastenbrechen», ist der wichtigste Moment des Tages, an dem alle – möglichst im

Kreise ihrer Liebsten – das erste Mahl des Tages zu sich nehmen. Dabei ist es wichtig, möglichst im Moment des Sonnenuntergangs mit dem Fasten zu brechen. Das Fasten beginnt bereits um vier Uhr früh; daher sind die meisten Leute sehr bestrebt, pünktlich wieder einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen.

Bald werde ich aber merken, dass Ramadan abgesehen von der jeweils spürbaren Hektik kurz vor sieben ziemlich viel Ruhe in die marokkanische Gesellschaft, in die Gassen des sonst so brummenden und vollgestopften *souk* in Marrakesch bringt.

## Von Schokoladenkuchen und Ziegenköpfen

Die ersten Tage verbringe ich in Marrakesch. Die bei uns wohl bekannteste Stadt ist weder Hauptstadt noch bei den Einheimischen besonders beliebt. In der *medina*, der Altstadt, setzen die Menschen «nach» Corona wieder auf den Tourismus. Die Gassen haben viel Buntes und Spannendes zu bieten. In der Hauptstrasse, die vom *souk*, dem Markt, bis zum Hauptplatz Jeema el-Fna in der *medina* führt, sind die Geschäfte gepflegt und die Waren sauberlich aufgestapelt.

*Als mir durch die schmierige Vitrine einer Metzgerei vier abgehackte Ziegenköpfe entgegengrinsen, wird mir etwas mulmig.*

Als ich am zweiten Tag die Hauptstrasse in meinem Viertel in die andere Richtung losmarschiere, brav gekleidet in einem bodenlangen Rock und langärmeligen Hemd, weht mir schon nach hundert Metern ein Geruchskarussell von Brot, Gewürzen, Javelwasser und Staub entgegen. Plötzlich findet sich neben dem Schaufenster des Damenkleidergeschäfts, das mit Kopftüchern in allen Farben tapeziert ist, eine Vitrine mit Süßigkeiten aus Kinderträumen. Der Schokoladenkuchen neben dem mit Sahne gefüllten Berliner ist grösser als meine Faust. Im nächsten Eingang werden Gemüse und Früchte feilgeboten, daneben Hausschuhe aus Kamelleder.

Hier bin ich die einzige Frau ohne Kopftuch. Ich merke, wie mir die Blicke der Menschen, von Männern wie Frauen, ungewohnt ungehemmt zugewandt werden. Als mir durch die schmierige Vitrine einer Metzgerei vier abgehackte Ziegenköpfe entgegengrinsen, wird mir etwas mulmig. Auf dem Rückweg freue ich mich aber, doch noch einen authentischeren Eindruck der Stadt gewonnen zu haben als auf dem grossen *souk*, der vor allem Mini-Moscheen als Kühl-

schränkermagne, überbeuerte lederne babuschs – Hausschuhe – und «orientalische» Pluderhosen für Tourist\*innen anbietet.

## Von traditionellen Alarmen und alarmierenden Traditionen

Nach vier Tagen trifft meine Freundin aus der Schweiz ein. Gemeinsam reisen wir mit dem Bus weiter nach Essouira. Die kleine windige Küstenstadt am Atlantik ist bekannt für die Fischerei und als Wahlheimat westeuropäischer Pensionär\*innen, vorwiegend aus Frankreich, welche hier ihr tägliches Couscous bei *Chez Omar* geniessen. Dazu gehört auch unser AirBnB-Host, auf dessen Dachterrasse wir am ersten Abend den Sonnenuntergang geniessen. Plötzlich geht ein schriller Alarm los, der vom Wind über die ganze Stadt getragen wird. Erst nach ein paar Sekunden dämmert uns, dass dies die hier gängige charmante Art ist, das Fastenbrechen einzuläuten.

Wir sind aber nicht nur für Dachterrassen und den tatsächlich besten Couscous der Region nach Essouira gekommen. Wir haben hier auch eine besondere Verabredung. Am nächsten Morgen stehen wir zeitig auf und machen uns auf in die Neustadt zum Verein *Bayti*. Der Eingang ist eine einfache Tür, hinter der ein dunkles mit marokkanischen Kacheln dekoriertes Treppenhaus beginnt. Wir stehen nun im ersten Stock des örtlichen Hauptsitzes des Vereins, vor der Tür des Koordinationsbüros. Ein Mann telefoniert in einem kleinen Raum voller alter PCs; das Informatikzimmer, wie wir später erfahren werden. Er redet schnell und aufgeregt, nickt uns aber freundlich zu. Die Kommunikation mit dem Verein war verwirrend, über drei Ecken und per Whats-App. Daher wissen wir nicht genau, wen wir suchen und wer uns erwartet.

Im Büro stehen zwei Frauen, eine in traditioneller Kleidung mit Kopftuch und eine mit schwarzem Businessblazer und offenem Haar. Obwohl beide etwas überrascht über unser plötzliches Erscheinen sind, heissen sie uns herzlich willkommen. Als wir erwähnen, dass wir für ein Interview gekommen seien, bietet Nagète, die Frau mit Kopftuch, an, uns einige Fragen zu beantworten, solange Hassan Elkadiri, der Mann am Telefon und Koordinator des Vereins, noch beschäftigt ist.

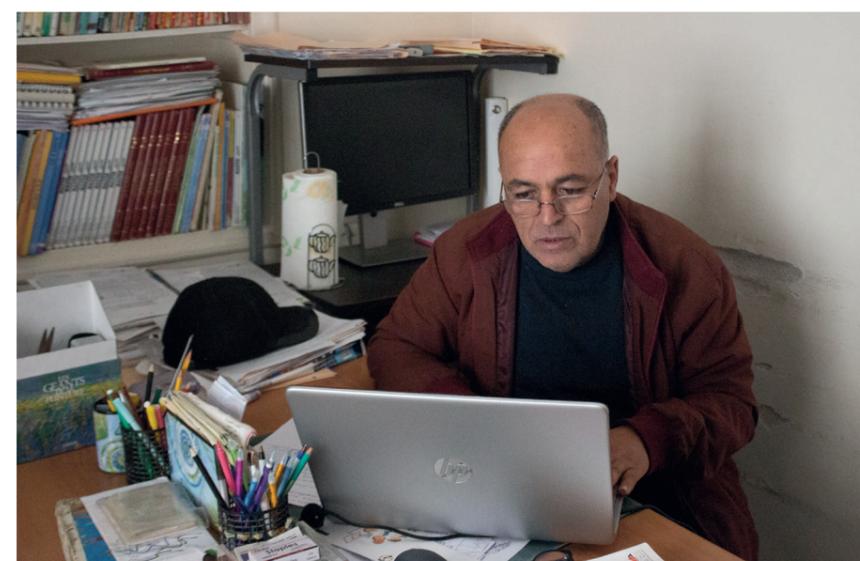
Sie erzählt, dass sich der Verein *Bayti* seit seiner Gründung 1995 zur Aufgabe gemacht habe, sich um Kinder in schwierigen Lebenssituationen zu kümmern. Dabei lag das Hauptziel zu Beginn darin, etwas gegen das Elend der damals in Essouira vielerorts anzutreffenden Strassenkinder zu unternehmen. Oft seien diese Kinder in Strassengeschäften oder kleineren kriminellen Delikten wie den Tabakhandel verwickelt gewesen. «Meist wa-



Der Verein Bayti leistet seit 1995 Sozialhilfe für Strassenkinder und mittellose Familien



Bayti ist für die Kinder wie ein Zuhause, der Aufenthaltsraum mit bunten Fliesen ihr zweites Wohnzimmer



Hassan Elkadiri ist Koordinationsleiter von Bayti in Essouira und einer der vier Festangestellten vor Ort



## Essouira ist als Wahlheimat französischer Pensionär\*innen bekannt, die dort ihr tägliches Couscous bei Chez Omar geniessen.

ren es Kinder von alleinstehenden Müttern, welche als «uneheliche» Kinder aus Scham der Mütter nach der Geburt nirgendwo registriert wurden. Dies wird durch die noch immer gängige Hausgeburt im Kreise von Schwestern und Müttern erleichtert», meint Nagète. «Damit existierten die Kinder auf Papier nicht. Und wer auf dem Papier nicht existiert, darf auch nicht zur Schule gehen.» In Marokko ist Sexualkontakt ohne Ehevertrag noch heute ein Kriminaldelikt. Ausserhehliche Kinder gelten rechtlich als nicht existent.

### Von der Strasse ins Hamam, vom Hamam in die Schule

Hassan Elkadiri hat in der Zwischenzeit sein Telefonat beendet. Er setzt sich hinter seinen Schreibtisch und steigt sogleich in das

Gespräch ein. «Das Hauptziel der Organisation war es, die Kinder von der Strasse zu holen. Als erster Schritt hat man versucht, den Kindern ihren Eigenwert wiederzugeben.» Dazu nutzten die Freiwilligen des Vereins, welcher damals noch keinen Hauptsitz hatte und daher «direkt auf der Strasse» arbeitete, wie es Hassan beschreibt, eine traditionelle marokkanische Institution: das Hamam. Die Helfer\*innen hätten die Kinder auf der Strasse angesprochen und sie ins Hamam begleitet. Dort sollten sie sich den Strassendreck vom Leibe waschen lassen. «Die Kinder schliefen teils in Mülltonnen, in Hinterhöfen im Dreck, sie stanken und hatten kein richtiges Körpergefühl mehr», beschreibt Elkadiri die Situation der Kinder.

Nach dem Reinigen im Hamam, einer Prozedur, die wiederholt mit den Kindern angegangen wurde, habe der Verein versucht, die Kinder durch Sport weg von der Strasse zu locken. In Zusammenarbeit mit örtlichen Sportvereinen hätten sie ein Programm für die Kinder geschaffen, das sie wegbringt vom Alltag auf der Strasse und gleichzeitig zur Verbesserung ihres Körpergefühls beitrug. Elkadiri verbildlicht den Erfolg mit folgendem Kommentar: «Natürlich beendeten die Kinder ihr Herumstrolchen auf der Strasse nicht von heute auf morgen, aber es wurden immer wieder kleine Erfolge sichtbar. So schlief ein Kind, das vorher in einer Mülltonne gehaust hatte, nach dem Hamam dann eher vor einer Bank oder Postfiliale.»

Ein weiteres Ziel des Vereins war es, die Kinder wieder in die Obhut von vertrauenswürdigen Erwachsenen, zum Beispiel zu Verwandten, zu begleiten. Der Verein selbst hatte in den ersten Jahren nach der Gründung 1995 keinen fixen Standort, geschweige denn ein Kinderheim. Ausserdem versuchte er, auf das Recht auf Bildung, auch für Kinder «ausserhalb des Gesetzes», aufmerksam zu machen.

### Von Nichts zu stetigem Ringen um immerhin ein bisschen

Erst 1999 wurde die Arbeit des Vereins öffentlich anerkannt. Doch die Finanzierung bleibe die grösste Schwierigkeit, sagt der Koordinator Elkadiri. Dies habe nicht zuletzt damit zu tun, dass Marokko in den Augen der UNO im Vergleich zu den Nachbarländern ein wohlhabendes Land sei. Die Gelder müssen deshalb immer noch hart erkämpft werden. Dazu hatte der Verein auch schon mit dem Schweizerischen Christlichen Friedensdienst zusammengearbeitet.

Unterstützung durch den Staat zu erhalten, sei sehr schwer. Dieser erkenne die Probleme nicht, obwohl er doch nach Elkadiris Meinung der erste Gewinner bei der Verbesserung lokaler sozialer Verhältnisse sei. Von nichts zu stetigem Ringen um immerhin ein bisschen: Nagète, Asma, die Frau im Blazer und der Koordinator sind neben der Köchin im Haus die einzigen offiziell Angestellten des Vereins. Alle anderen Helfer\*innen leisten ihren Beitrag freiwillig. Daher sei es auch immer schwierig, das Angebot und die Ressourcen des Vereins zu planen, erklärt Elkadiri.

Der Verein hat immer mindestens eine\*n deutsche\*n Freiwillige\*n, welche\*r im Rahmen des in Deutschland gängigen Sozialen Jahrs, das meist als Zwischenjahr nach dem Abitur absolviert wird, für ein Jahr nach Essaouira kommt und bei *Bayti* arbeitet. Diese Unterstützung sei für den Verein von grossem Wert, so Elkadiri, und die jungen Menschen brächten immer viel Motivation und Initiative mit.

Im Gegensatz zur Grossstadt Casablanca, wo der Verein *Bayti* seinen Hauptsitz hat, ist das Strassenkinderelend in Essaouira glücklicherweise eine Seltenheit geworden. Darum geht es heute mehr um die Prävention. Gefährdete Kinder werden von Lehrern, Verwandten oder sogar den eigenen Müttern beim Verein gemeldet. Diese Kinder und ihre Familien erhalten vom Verein teils finanzielle Unterstützung, meist aber vor allem Rechtsschutzbegleitung, Familienbegleitung und Hilfe bei der Arbeitssuche.

Nach dem Gespräch mit dem Koordinator dürfen wir uns im gesamten Haus umschauen. Eigentlich ist es eine Tagesstätte, in der der Verein heute sein lokales Büro hat. Sie verfügt über einen Aufenthaltsraum, ein Informatikzimmer und ein winziges Klassenzimmer, in dem sich die Pulte eng aneinander quetschen. Das Haus ist ein Zufluchtsort für Kinder geworden. Hier machen sie nach der Schule Hausaufgaben, spielen Spiele und erhalten Nachhilfunterricht von freiwilligen Helfer\*innen,

oft Expats. Auch eine winzig kleine Küche hat das Haus, in der die *femme de ménage* täglich für circa fünfzig Personen Mittagessen kocht (ausser während Ramadan). In einer engen Gerümpelkammer stapeln sich Spiele und Bastelmaterialien für die Kinder bis zur Decke. Alles in dem Haus ist eng, doch das Kinderlachen schallt durch das schmale, buntgekachelte Treppenhaus in alle Räume.

France, eine pensionierte Französin, die wir bei der Hausbesichtigung auf der Treppe treffen, erklärt uns, die Kinder in ihrem Französischnachhilfunterricht seien unglaublich motiviert. Seit zehn Jahren komme sie nun schon hierher und schätze die familiäre Atmosphäre im Haus. Die Kinder, die gleich darauf von oben die Treppe herunterpoltern, begrüßen France jeweils mit einer Umarmung und lassen sich von ihr übers Haar streichen oder auf die Stirn küssen.

Prüfungen vorzubereiten. Auch die Neuntklässlerin Amale mag das Umfeld. Die Kinder aus der Nachhilfegruppe seien ihre Freund\*innen geworden.

### Freiwillige von dort und hier

Schliesslich verabschieden wir uns von den Kindern und treten wieder hinaus in die Sonne. Der Verein scheint bereits viel erreicht zu haben, doch der Weg bleibt steinig. Das Projekt lebt von der tapferen Energie der lediglich vier offiziell Angestellten und der freiwilligen Helfer\*innen. Einer dieser unbezahlten Helfer ist Momo. Er ist dreissig und arbeitet als Surflehrer und Touristenführer in Essaouira. In seiner Freizeit geht er regelmässig bei *Bayti* vorbei und unternimmt etwas mit den Kindern. Beispielsweise geht er mit ihnen an den Strand Fussballspielen oder organisiert einen Ausflug. Momo weiss, dass es viele

## Die Häuser sind gross, der Verkehr dicht, laut und ziemlich aggressiv – das Leben in Casablanca ist hektisch.



Kinder spielen in ihrer Mittagspause im Aufenthaltsraum bei Bayti und tauschen sich aus

Das Leben hier in Marokko sei für viele Familien sehr schwer, auch wenn Marokko international kaum als Sorgenkind angesehen sei, meint France.

Zuletzt sprechen wir noch mit Yassir und Amale, beide kommen in die Tagesstätte für Nachhilfunterricht. Es sei toll hier, meint Yassir. Er sei im ersten Jahr des Gymnasiums und er komme hierher, um sich besser auf die

Kinder in Marokko nicht einfach haben und *Bayti* für sie ein zweites Zuhause ist.

Die Schweizer Studentin Jasmine war vergangenen Winter ebenfalls vor Ort und übernahm spontan Hausaufgabenhilfe. Einen Vorfall beschreibt sie als sehr schwierig: «Als ein schüchternes Junge eines Morgens mit violetten Wangen zu *Bayti* kam, antwortete er auf die Frage, wer ihm dies angetan habe,



Der Kamelkopf hängt an einem Eisenhaken mitten auf dem Markt rum, Verwendungszeck bleibt unklar

mit leiser Stimme: Mein Vater. Fassungslos standen wir alle daneben, aber so richtig reagiert hat niemand. Dies war so ein Moment, wo ich merkte, wie hilflos ich eigentlich war. In Marokko gibt es keine KESB.» Der Einsatz sei aber insgesamt sehr bereichernd gewesen. Nur die Kopfläuse, die sie danach mit nach Hause gebracht habe, hätten nicht unbedingt sein müssen.

## Die Leute tanzen so ausgelassen, wie es bei uns die meisten erst nach einigen alkoholischen Mutmachern vermögen.

### Casablanca's verwelkte Blüte

Vier Tage verbrachten wir in Essaouira. Nun fahren wir mit dem Bus zurück nach Marrakesch, dann mit dem Zug nach Casablanca. Während der gut sechsstündigen Reise ziehen am Fenster staubige Landschaften vorbei. Das einzige Grün, das wir sehen, sind vereinzelte Sträucher, die der heissen Sonne trotzen.

Schon auf der Taxifahrt zum Hotel wird klar, dass diese Stadt nicht für ihren Charme berühmt sein kann. Die Häuser sind gross, der Verkehr dicht, laut und ziemlich aggressiv – das Leben in Casablanca ist hektisch. Nach der Ankunft beschliessen wir, zur Moschee Hassan II, dem Wahrzeichen der Stadt, zu laufen. Eine gute Stunde dauert der Weg vom Parc de la Ligue Arabe in der Nähe unseres

Hotels bis ans Meer zum Gotteshaus mit dem zweithöchsten Minarett der Welt. Der Markt in der medina wuselt, doch Touristinnen scheinen wir fast die einzigen zu sein. Die Häuser der medina sind heruntergekommen. Anders als in Marrakesch wird kein sauberer Schein gewahrt für Besucher\*innen aus dem Westem. In der Neustadt trotzen alte Prachtbauten dem Zerfall. Die Räume hinter den Fenstern

scheinen oft leer und ihre braun gefleckten Fassaden nehmen ihnen ihre letzte Würde. Casablanca war bereits während dem französischen Protektorat in den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts zum Wirtschaftszentrum ausgebaut worden. Seither scheint die Stadt kaum durch stadtplanerische Gesamtpläne am Wachstum gehindert und schon gar nicht ästhetisiert worden zu sein.

### Von gruseligen Gassen und Türen

Die letzte Destination, die wir bereisen wollen, ist Fès. Die erste marokkanische Königsstadt mit der ältesten medina des Landes wird sich für uns noch als mind game herausstellen. Wir betreten die Altstadt durch das Bab Boujeloud, das blaue Tor. Auf den ersten

Metern scheint hier noch alles ganz ungefährlich und austauschbar mit den Gassen der medina Marrakeschs. Nach einiger Zeit merken wir jedoch, wie jede Gasse, die von der Hauptstrasse abgeht, ziemlich unfreundlich ausschaut. Sie sind sehr eng und teilweise überdacht, so dass sich der Blick im Dunkeln verliert.

Wir haben uns für die Nacht noch keine Unterkunft organisiert und sind mit der Absicht gekommen, vor Ort Ausschau nach etwas Nettem zu halten. Zwischen dem ganzen Krims und Krams der Läden können wir aber weder Hauseingänge noch offizielle Anschriften ausmachen. Schliesslich schauen wir auf der Offline-Karte nach und entscheiden uns für ein Gasthaus, welches anscheinend in der Nähe liegt. Meine Freundin zuckt mit den Schultern und biegt in einen engen Durchgang ein, der von der Hauptgasse abgeht. Ich folge ihr. Die Gasse ist super-schmal und führt ohne jegliche Nebengassen an gruseligen, heruntergekommenen Hauseingängen vorbei. Nach drei Kurven stehen wir vor einer grossen blauen Tür. «Soll ich klopfen?», fragt meine Freundin.

Der Eisenring klingt hell in der Gasse wider. Wir warten. Als nichts passiert, klopfen wir nochmals. «J'arriiiiiiiiive», ruft es hinter der Tür hervor. Kurz darauf öffnet eine Frau mittleren Alters die kleine Pforte der Tür und winkt uns hinein. Wir klettern geduckt ins Haus, in dem uns ein grosser, heller Innenhof empfängt. Die Frau stellt sich als Amina vor. Wir haben Glück, für diese Nacht ist noch ein Zimmer frei. Amina murmelt auch etwas von einer Dachterrasse. Sie steigt die steile, enge Treppe empor und bedeutet uns, ihr zu folgen. Und jetzt kommts, das Credo, welches ich für alle Reisenden in Marokko beliebt machen will: Beurteile ein marokkanisches Haus nie nach seinem Eingang, wenn du die Dachterrasse noch nicht kennst. Diese verlassene, schäbige blaue Tür hatte uns doch tatsächlich den Zugang zum besten Blick über die gesamte medina von Fès gewährt!

Am nächsten Tag erkunden wir die Altstadt mit einem offiziellen Stadtführer, ohne den wir komplett verloren gegangen wären. Er führt uns so gezielt durch die schmutzigen Gassen, dass uns nach den vielen Farben der Wollfärbereien, dem Gestank von frisch gegerbtem Leder und dem abgetrennten Kamelkopf, der wie selbstverständlich vor einer Metzgerei in der Gasse aufgehängt ist, der Kopf schwirrt. Auf dem Rückweg zum Bab Boujeloud, dem prächtigen Eingang der Altstadt, rennen uns plötzlich viele Schulkinder entgegen. Es ist gerade Schulschluss und die Kinder springen rufend und lachend durch die Gassen, nach Hause zu ihren eigenen

kleinen Dachterrassenparadiesen. Strassenkinder gibt es glücklicherweise auch in Fès kaum noch.

### Von Geisterstunden und Schlaraffenländern

Nun ist bereits der letzte Tag vor unserer Abreise angebrochen. Auf Instagram erzählen mir Bilder von den überfüllten Frühstückstischen meiner Bekannten vom vergangenen Osterwochenende. Wir ernähren uns hier gefühlt von Brot und Zuckergebäcken. Wegen Ramadan gebe es kaum frische Früchte, meint die Dame beim Frühstücksbuffet im Hotel. Ramadan wird im Internet auch mit der christlichen Weihnachtszeit verglichen. Eine Zeit der Besinnung, hingegen nicht die Zeit der unkontrollierten täglichen Plätzchenvernichtung, wie sie in meiner Familie typisch ist. Es ist die Zeit des Verzichts. Klar lese ich auch, dass nach Sonnenuntergang dafür umso deftiger geschlemmt werde, doch davon bekommen wir noch kaum etwas mit.

Als wir in den Zug von Fès zurück nach Casablanca steigen, redet eine junge Frau nervös auf einen Kontrolleur ein, bis dieser abwinkt und sie einsteigen lässt. Offensichtlich gestresst hetzt sie zu ihrem Abteil. Unsere Plätze befinden sich ebenfalls dort. Der Zug fährt an und nach kurzer Zeit fragt sie mich auf Englisch nach einer Powerbank für ihr Handy. Ihr Ticket sei auf dem Handy und sie habe keinen Akku

mehr. Ich kann ihr leider nicht weiterhelfen, aber wir kommen ins Gespräch. Zeinab, so heisst die frisch gebackene Designerin und Kunstschaffende, hat einen kecken Kurzhaarschnitt, kein Kopftuch, Sommersprossen und eine runde, goldene Brille. Auf die Frage, was wir denn in Casablanca noch machen wollen, haben wir keine Antwort. Die Stadt schein uns eher unsympathisch und leblos, wir hätten wirklich keine Pläne für den letzten Abend. Zeinab lacht. In Casablanca müsse man genau wissen, wo es was zu finden gäbe. Ab da sprudelt es Tipps und Ideen aus ihr und sie schnappt sich direkt mein Handy, um mir auf Google verschiedene Orte zu zeigen. Darunter auch ein Restaurant unweit unseres Hotels, welches wir aufzusuchen beschliessen.

## Aufleeren Magen so viel essen, wie soll das gehen?

In Casablanca angekommen, machen wir uns um Viertel vor Sieben auf den Weg. Im Licht der Dämmerung gehen wir an der arabischen Nötre Dame vorbei, die wie eine Science-Fiction-Version ihrer Schwesterkirche in Paris dominant und beinahe

Angst einflössend in den Himmel ragt. Es ist ruhig auf der grossen Boulevardstrasse. Nein, nicht ruhig – es ist still. Kein einziges Auto weit und breit, nicht ein Mensch. Wir schlendern durch die grösste Stadt Marokkos, wo allein im Zentrumsviertel mehr als drei Millionen Menschen leben. Stille. Hätten wir die Stadt nicht auch schon zu einer anderen Tageszeit gesehen, man könnte meinen, die letzten Überlebenden nach der Apokalypse zu sein. Die Geisterstunde des Ramadans lässt die Millionenstadt stillstehen.

Eine Viertelstunde später finden wir endlich die Strasse, die Zeinab uns geschildert hat. Und siehe da, wir haben das Leben wiedergefunden. Ein typisches *fleur*-Restaurant an der Ecke ist voll mit lachenden Menschen, die das All-you-can-eat-Buffer stürmen. Eine Band spielt. Wir werden an den letzten leeren Tisch gewiesen. Es ist jetzt neunzehn Uhr fünf-undzwanzig. Gleichzeitig mit uns kommt ein amerikanisches Touristenpaar, die vermutlich einzigen anderen Nicht-Moslems, ins Restaurant. Sie werden an unseren Tisch platziert. Als blutige Anfänger\*innen holen wir uns vom Buffet erst mal einen Salat. Doch viel ist gute zehn Minuten später nicht mehr übrig. Das Buffet, welches von Sushi über Pizza, Spiesschen und traditionellen Tajines bis hin zu Hörnchen mit Speck alles zu bieten hatte, ist in diesen zwanzig Minuten seit Fastenbrechen

leergeräumt worden. Nur die Beschriftungen am Tisrand zeugen vom einstigen Schlaraffenland. Beim Anblick der akrobatisch gestapelten Tellern auf den Tischen der Gäst\*innen wird einem nicht nur vom bezeugten Foodwaste schlecht.

Als die Kellner merken, dass die Tourist\*innen das Spiel nicht geschnallt hatten, bringen sie uns in aller guter Absicht zwanzig verschiedene Teller voller Speisen, welche sie wohl noch in der Küche zusammenkratzen konnten. Aufleeren Magen so viel essen, wie soll das gehen? Aber die lokalen Gäst\*innen können nicht nur essen, sie können kurz darauf auch sehr ausgelassen zu offenbar allbekannten Hits tanzen, welche die Band zum Besten gibt. Die Leute stehen auf, singen mit – so ausgelassen, wie es bei uns die meisten erst nach einigen alkoholischen Mutmachern vermögen. Hier trinkt man Wasser und Fruchtsaft. Das ganze Restaurant ist ein Fest, wild wird getanzt und gelacht. Bis kurz vor einundzwanzig Uhr. Dann, wie nach einer inneren Uhr, packen die meisten Leute zusammen und machen sich auf den Heimweg. So viel Leben hätten wir in der zerfallenden Metropole nicht mehr erwartet. Mit geblähten Bäuchen und voller neuer Eindrücke aus diesen knapp zwei Wochen suchen wir unseren Weg zurück über die langsam wiederbelebten Strassen der Stadt. ♦

# Wohin strömt das Streaming-geld?

Text: Cyril Holtz  
Illustrationen: Lisa Linder

**Nachdem Digitalisierung und Raubkopien die Musikbranche in den Nullerjahren vor grosse Probleme stellte, setzt sie dank Streaming heute wieder eine Menge Geld um. Nur ein Bruchteil davon landet bei den Künstler\*innen.**

Ich weiss noch, wie lange ich vor den Regalen im Ex-Libris stand und die neusten CD-Ein-gänge durchstöberte. Lange überlegte ich mir, welche CD ich in meine Sammlung aufnehmen wollte und mein Taschengeld wert war. Seit der Erfindung von Streaming-Plattformen ist meine Sammlung auf ein unerschöpfliches Mass angewachsen. Obwohl ich durch mein monatliches Abo unter dem Strich wohl mehr für Musik bezahle als früher, beklagen viele Musikschaffende, dass sie sich mit den Einnahmen von Streaming-Plattformen kaum über Wasser halten können. Das erstaunt umso mehr, betrachtet man die wachsenden Gesamteinnahmen im Musikmarkt seit einigen Jahren.

So sind die globalen Einnahmen um 18.5% und der Bereich des bezahlten Streamings gar um 21.9% gestiegen. Das zeigt der neuste «Global Music Report» der International Federation of the Phonographic Industry (ifpi), dem Branchenverband der Musiklabels. Von diesem Wachstum profitieren aber nicht alle gleich. Insbesondere kleine Produzent\*innen, Musiker\*innen und Labels sehen nur wenig von diesen Gewinnen, während die Major-Labels und Internetgiganten wie Spotify, Apple oder Amazon Rekorderlöse verzeichnen. «Labels haben je nach Plattform drei- bis viermal höhere Anteile an den Streaming-Einnahmen, im Vergleich zu Urheberrechtsinhaber\*innen», gibt

Michael Wohlgemuth zu bedenken. Er arbeitet als Jurist für die Schweizer Genossenschaft der Urheber und Verleger von Musik SUISA.

Verstärkt durch die Corona-Pandemie hat sich in den letzten zwei Jahren in diversen westlichen Ländern ein breiter Protest gegen die Schieflagen im Musikstreaming-Markt formiert, vereinzelt wurde auch die Politik aktiv. So hat beispielsweise ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss in Grossbritannien die wichtigsten Akteur\*innen des digitalen Musikmarktes zum Thema angehört. Der dazu im Juli 2021 publizierte Bericht betonte, dass politischer Handlungsbedarf bestünde. Besteht auch in der Schweiz Handlungsbedarf?

## Schieflagen im Streaming-Markt

Das Musikstreaming ist mittlerweile zur wichtigsten Einnahmequelle der globalen Musikindustrie geworden. Wurden 2011 noch 4% der Gesamteinnahmen durch Streaming generiert, waren es 2021 bereits 65%. Noch drastischer präsentiert sich das Bild in der Schweiz, wo das Streaming mit 82% der Gesamteinnahmen den Markt deutlich dominiert. Weshalb dies für alle «Nicht-Ed-Sheerans» der Welt nicht nur positive Effekte hat, macht eine einfache Rechnung klar: Interpret\*innen auf Spotify können mit ca. 0.4 Rappen pro Stream rechnen. Demnach müsste ein\*e Interpret\*in rund 1'000'000 Streams pro Monat erlangen, um ein Gehalt von 4'000 CHF zu erhalten.

So werden aufgrund des viel komplexer gewordenen Marktes von den grossen Labels immer umfassendere Verträge mit Künstler\*innen abgeschlossen. Dies führt dazu, dass die Urheber\*innen immer weniger Rechte haben: «Es kann sein, dass heute ein\*e Musiker\*in je nach Vertrag nicht einmal mehr selbst bestimmen kann, ob sie oder er auf bestimmten Streaming-Plattformen erscheint oder nicht», erklärt Van Dyk.

Hinzu kommt, dass sich die Gebühreneinnahmen von Urheber\*innen deutlich von jenen der Labels unterscheiden. «Die Vergütungen von Urheber\*innen sind noch nicht dort, wo sie sein sollten», sagt SUISA-Jurist Wohlgemuth. Dass grosse Labels weiterhin drei- bis viermal höhere Anteile an den Streaming-Einnahmen erhalten, sei zwar auch deshalb so, weil die Major-Labels heute Co-Owner von Plattformen wie Spotify sind, in erster Linie aber auf zwei andere Gründe zurückzuführen: Einerseits, so Wohlgemuth, sei dies historisch gewachsen: «Die Major-Labels waren die ersten, die mit Streaming-Plattformen Verhandlungen aufgenommen haben, weshalb sie heute eine

**«Die Vergütungen von Urheber\*innen sind noch nicht dort, wo sie sein sollten.»**

einen Pot fließen, von dem Künstler\*innen jeweils anhand ihres tatsächlichen Marktanteils ausgezahlt werden. Wurden auf einer Plattform also 1'000'000 Streams verzeichnet und 10'000 waren von einer bestimmten Künstlerin, dann erhält diese 1% der im Pot enthaltenen Einnahmen. Diese Methode folgt also der Logik: je mehr Streams ein\*e Interpret\*in generiert, umso mehr Anteil an den Einnahmen erhält sie oder er. Was beim Pro-Rate-System nicht berücksichtigt wird, ist das Hörverhalten einzelner Konsument\*innen. Dies führt dazu, dass bekannte und viel gehörte Künstler\*innen auch von Abonent\*innen profitieren, die diese selbst gar nicht hören.

Zur Veranschaulichung ein kurzes Beispiel: Abonent\*in A und Abonent\*in B zahlen je 10 Franken für ihr Streaming-Abo. Während Abonent\*in A mehrheitlich die angesagtesten Mainstream-Musiker\*innen hört, läuft bei Abonent\*in B immer dieselbe unbekannte Künstlerin in Dauerschleife. Von den zehn Franken landen aber nur wenige Rappen bei der unbekannten Künstlerin, der Grossteil geht an die Mainstream-Musiker\*innen. Abonent\*in A unterstützt durch ihr Abo also jene Künstler\*innen, deren Musik sie konsumiert, Abonent\*in B hingegen nur teilweise.

## Vereint gegen Monopole

Tiefe Royalties, ungleiche Anteile an den Einnahmen und ein nach dem Mainstream ausgerichtetes Verteilsystem führen dazu, dass weniger bekannte oder für Nischen produzierende Musiker\*innen und Produzent\*innen es schwer haben, ein ausreichendes Einkommen durch Streams zu erlangen. Das System zu ändern ist jedoch schwierig, was unter anderem damit zusammenhängt, dass wenige grosse Unternehmen den Markt dominieren. So kann wie in vielen globalisierten Märkten auch beim Musikstreaming kaum von einem fairen Wettbewerb die Rede sein. Laut der Datenplattform Statista hielten im Jahr 2021 Spotify, Apple und Amazon zusammen 61% Marktanteil, während sich eine Vielzahl kleiner Plattformen die restlichen 39% aufteilen.



Dass Künstler\*innen so wenig für ihre Inhalte erhalten, liegt an den tiefen Royalties, also den Gebühreneinnahmen, die Inhaber\*innen von geistigem Eigentum bei dessen Verwendung oder Konsum erhalten. «Es fliesst zu wenig von dem auf Streaming-Plattformen erwirtschafteten Geld zu den Künstler\*innen zurück», sagt Helge Van Dyk, der selbst Produzent und Inhaber eines Labels ist. Die Gründe für tiefe Royalties sind vielfältig. Entscheidenden Einfluss haben aber auch die Plattenfirmen.

bessere Stellung haben.» Andererseits dominieren auf Seiten der Musiknutzer\*innen bis heute die Ansicht, dass Label-Rechte mehr Wert hätten als jene von Urheber\*innen, sagt der Jurist.

Neben den tiefen Royalties leiden weniger bekannte Künstler\*innen zudem unter dem momentan vorherrschenden Vergütungssystem. Die grosse Mehrheit von Streaming-Anbietern folgt heute dem sogenannten Pro-Rate-System. Dieses ist so angelegt, dass alle Streaming-Einnahmen in

Die dadurch faktisch entstandene Monopolstellung einzelner Streaming-Giganten beschäftigt auch den Smooth-Jazzler Greg Manning: «Es sind die grossen drei Player, die einschenken. Der Rest ist Peanuts.» Michael Wohlgemuth spricht ebenfalls von einer ungleichen Marktstellung. Als Jurist beim Joint Venture Mint, das aus der US-amerikanischen Musikrechte-Organisation SESAC und der SUISA besteht, handelt Wohlgemuth Lizenzierungsverträge mit den Streaming-Diensten aus. Gerade kleinere Verlage und einzelne Urheberrechtshaber\*innen könnten kaum alleine mit den marktdominierenden Plattformen verhandeln, erklärt er. Eine gute Lösung gegen diese Übermacht sei für kleinere Player, sich in Wertungsgesellschaften oder sogenannten Hubs zu organisieren, sagt der Verhandlungsexperte. Diese vertreten die Rechte verschiedenster Komponist\*innen, Textautor\*innen und Musikverleger\*innen gemeinsam. «Der dadurch grösser werdende Musik-katalog, das heisst die Sammlung von Rechten an musikalischen Werken, verbessert die Verhandlungsposition und somit das Verhandlungsergebnis», meint Wohlgemuth. Denn je wichtiger (auch

umfassender) die Rechte, die ein Hub vertritt, umso entgegenkommender seien auch die Streaming-Dienste.

Deutlich wird hier, wie in vielen anderen globalisierten (digitalen) Märkten, dass die vollkommen deregulierte Marktwirtschaft offensichtlich nicht zu einem fairen Wettbewerb oder fairer Bezahlung führen muss. «Die freie Marktwirtschaft funktioniert hier nicht. Sie ist gegen die Künstler\*innen und schafft Monopole», kritisiert Jazz-Musiker Manning.

#### Strengere Regeln für Plattformen

Neben der Bildung von Hubs, um die eigene Verhandlungsposition zu stärken, gibt es weitere Lösungsansätze, um gegen die ungleiche Verteilung der Streaming-Einnahmen vorzugehen. So wird beispielsweise seit einiger Zeit über andere Vergütungssysteme debattiert. Als besonders attraktiv für weniger bekannte Musiker\*innen wird dabei das User-Centric-System gehandelt. Bei dieser benutzerorientierten Methode würden die Einnahmen, die ein\*e Abonnent\*in generiert, an jene Künstler\*innen verteilt, die auch effektiv von ihr\*ihm gehört wurden. Moritz Faccin, ehemali-

**«Es sind die grossen drei Player, die einschenken. Der Rest ist Peanuts.»**

ger Director Strategic Marketing von Universal Schweiz, anerkennt zwar, dass das heutige System die bekannten Künstler\*innen bevorzugt, betont zugleich aber: «So wie es momentan ist, ist es grundsätzlich fair, einfach und deshalb gut nachvollziehbar.» So würde beispielsweise das User-Centric-System die Verteilung komplizierter machen, was zu mehr Intransparenz führen könnte. Wohlgemuth, der die Interessen unterschiedlich grosser Künstler\*innen vertritt, sieht dies ähnlich. «Es wäre aber interessant, hybride Formen zu testen, die Elemente des Pro-Rata-Systems mit jenen des User-Centric-Systems kombinieren», so Wohlgemuth.

In der Schweiz hat zudem das neue Filmgesetz auch eine Debatte um die Regelungen des Musikstreamings geführt. So hat der Neuenburger SP-Nationalrat Baptiste Hurni im Frühjahr 2021 eine Interpellation eingereicht, die dem Bundesrat die Frage stellte, inwiefern die für das Filmgesetz vorgesehenen gesetzlichen Vorgaben auch für Plattformen des Musikstreamings anwendbar wären. Die Antwort des Bundesrats fiel, gelinde gesagt, vage aus und hielt fest, man würde andere Modelle als im Filmbereich prüfen.

Inwiefern eine «Lex Spotify» zielführend ist, bleibt jedoch umstritten. So gibt Wohlgemuth zu bedenken, dass staatliche Vorschriften, wie sie im neuen Filmgesetz vorgesehen sind, zu Wettbewerbsnachteilen im internationalen Markt führen könnten. Wichtig seien vielmehr strengere Regeln für Plattformbetreiber, wie beispielsweise die Plattformhaftung in der EU und in der Schweiz.

«Dies führt zu einer Hebelwirkung. So ist es heute viel einfacher, Plattformen, die sich nicht an Lizenzverträge halten oder Lizenzen gar nicht erst anfragen, in Haftung zu nehmen. Rechteinhaber scheuen es heute deshalb auch nicht mehr, ihre Rechte einzuklagen», erklärt Wohlgemuth.

#### «Kunst muss man sich leisten können»

Auch wenn bereits vieles besser ist als noch vor ein paar Jahren, bestehen weiterhin deutliche Schiefheiten im Musikstreaming-Markt. Es zeigt sich einmal mehr, dass die vollkommene Deregulierung von globalisierten Märkten eklatante Profitunterschiede und Marktkonzentrationen schafft. Tiefe Royalties führen dazu, dass viele kleinere Künstler\*innen sich nur schwer über Wasser halten können, während Internetgiganten wie Apple oder Spotify wachsende Einnahmen verzeichnen. «Ich verstehe nicht, wie der Mittelmann zum Milliardär werden kann, während die meisten Musiker\*innen am Hungertuch nagen», fragt sich Manning. Die Frage scheint berechtigt.

Zudem führt die Jagd nach Streams auch dazu, dass sich Musiker\*innen stärker am Mainstream orientieren müssen, da sie nur so zu genügend Einnahmen kommen. «Kunst muss man sich leisten können», sagt van Dyk. Auch wenn es zur Musik gehört, sich an Trends zu orientieren, scheint das heutige Vergütungssystem auf Streaming-Plattformen entscheidenden Einfluss auf das Musikschaffen ganz grundsätzlich zu haben. So sind die Anreize heute gross, nur noch Singles zu veröffentlichen, anstelle eines ganzen Albums: «Es herrscht eine Kultur der Singles», stellt Manning fest.

Um Musikschaftende von solchen Zwängen zu befreien und die Verteilungskämpfe fairer zu gestalten, braucht es auch in der Schweiz umfassende Debatten. Darüber, ob die Rahmenbedingungen im Streaming-Markt angepasst werden müssten und darüber, wie Kulturpolitik im Zeitalter der digitalen Distribution gelingen kann. ♦

# «Wir wären gerne durch ein anderes Thema bekannt geworden»

Text: Georg Stark, Jonas Fux  
Fotos: Jonas Fux

**Julia Richers, Professorin für osteuropäische Geschichte an der Uni Bern, widmet sich seit Langem der Dekonstruktion des Feindbilds «Osteuropa». Nun reaktiviere der Krieg alte Denkmuster. Ein Interview über westliches Desinteresse, Journalismus in Kriegszeiten und die Zukunft der Osteuropa-Studien.**

**Frau Richers, wie erlebten Sie den Beginn der russischen Invasion der Ukraine am 24. Februar?** Ich erfuhr um sechs Uhr morgens durch eine Nachricht auf dem Handy vom Beginn dieses Angriffskriegs, also etwa zwei Stunden nach den ersten Bombardierungen. Meine erste Reaktion – und so ging es wohl uns allen – war eine totale Schockstarre.

**Auch Sie als Expertin waren also überrascht?** Ich gehörte zu denjenigen, die bis zum Schluss gehofft hatten, dass Putins Drohungen nicht in die Tat umsetzen

würde. Mit einem Angriffskrieg in den Dimensionen, die wir jetzt sehen, hatte die Mehrheit der Osteuropa-Forschenden nicht gerechnet.

**Was änderte sich ab dem Tag des Einmarschs für Sie und für Ihre Kolleg\*innen?** Anfangs wurden wir völlig überrannt von Medienanfragen. Ausserdem waren wir damit beschäftigt, Informationen von den diversen Grenzposten zu übersetzen, um überhaupt zu verstehen, was an der polnischen, ungarischen und rumänischen Grenze passiert.

**Inwiefern waren Ihre Lehrveranstaltungen betroffen?** Ich kann nach einem so einschneidenden Ereignis nicht einfach zum «courant normal» zurückkehren. Meine Kolleg\*innen und ich versuchten, über die aktuellen Ereignisse zu informieren und besprachen mit den Studierenden, wie in der momentanen Situation unterschiedliche Informationsquellen – vieles kommt ja über soziale Medien – eingeschätzt werden müssen. Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen Studierenden für Ihre Geduld mit den Umstellungen der Lehrinhalte bedanken.

**«Die freie Marktwirtschaft funktioniert hier nicht. Sie ist gegen die Künstler\*innen und schafft Monopole.»**



Sie führen zusammen mit ukrainischen Kolleg\*innen an einer Lemberger Universität einen Kurs durch. Wie ist dieses Projekt vom Krieg betroffen? In den ersten Tagen hatten wir Schwierigkeiten, die ukrainischen Studierenden überhaupt zu erreichen. Mittlerweile wissen wir, dass sich die jungen Männer fast alle freiwillig für den Militärdienst gemeldet haben. In der Ukraine und in Osteuropa generell werden Akademiker zwar nicht automatisch eingezogen, aber der soziale Druck ist gross.

Warum stehen gerade Akademiker\*innen unter besonderem gesellschaftlichem Druck? Universitäten werden – zum Glück – selten direkt von politischen Ereignissen tangiert, und gerade in Osteuropa befinden sich Akademiker\*innen oft in einem «geschützten Raum». Wie gesagt werden in

der Ukraine, wie übrigens auch in Russland, Akademiker\*innen nicht automatisch eingezogen, damit der universitäre Bereich weiterlaufen kann. Hier in der Schweiz würden Sie als junge Männer im Kriegsfall wahrscheinlich eingezogen werden...

Viele junge Ukrainer\*innen unterbrechen nun ihr Studium, um Militärdienst zu leisten oder um das Land zu verlassen. Welche Folgen wird das langfristig nach sich ziehen? Es besteht die Gefahr, dass es einen Ausfall von Bildung, sozusagen eine verlorene Generation geben wird. Das betrifft übrigens nicht nur Studierende, sondern auch Kinder. Gerade im Osten der Ukraine sind viele Schulen und Universitäten zerstört, was die Wiederaufnahme des Unterrichts erschweren wird. Somit ist die Sorge berechtigt, dass mehr als nur ein, zwei Semester ausfallen werden.

*«Man hat sich einfach damit abgefunden, dass die Krim auf Karten schraffiert ist.»*



Was wird in Bern und in ganz Europa von Hochschulen unternommen, um eine solche verlorene Generation zu verhindern? Es gibt verschiedene Modelle, um diesen Bildungsausfall aufzufangen: von virtuellen Unis bis zur Öffnung von Kursen für Menschen aus der Ukraine. Ausserdem nehmen viele Unis sie als Gaststudierende unkompliziert auf. In Bern sind mir bisher dreissig Studierende bekannt, die das Angebot nutzen. Dass der europäische Bildungsbereich in dieser Situation zusammensteht, finde ich toll.

Durch den Krieg in der Ukraine steht Osteuropa plötzlich im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Sehen Sie als Forscherin dieses grosse Interesse positiv? (überlegt) Wir, die wir im Bereich Osteuropa lehren und forschen, hätten uns eine andere Aufmerksamkeit gewünscht. Wir wären gerne durch ein anderes Thema bekannt geworden, denn dieser Krieg bringt in keiner Weise Vorteile.

Welche Art von Aufmerksamkeit hätten Sie sich gewünscht? Nach der Auflösung der Sowjetunion dachte man in Westeuropa – um hier einen genauso diffusen Begriff zu verwenden wie «Osteuropa» – die osteuropäische Familie würde sich nahtlos in das «Haus Europa» einfügen. Man hat sich nicht die Mühe gemacht, Osteuropa in seiner inneren Dynamik, seinen Konfliktlinien ernst zu nehmen und zu

verstehen, nicht einmal nach der Annexion der Krim im Jahr 2014. Ich finde das tragisch. Ganz ehrlich, hat es eine breite Öffentlichkeit interessiert, dass schon seit acht Jahren Krieg herrscht auf ukrainischem Territorium? Nicht wirklich. Man hat sich einfach damit abgefunden, dass die Krim auf Karten schraffiert ist.

Welche Schlüsse ziehen Sie daraus für die Zukunft der Osteuropa-Studien? Die Aufgabe der Osteuropa-Studien ist es jetzt, eine Expertise im Umgang mit Russland und mit der Ukraine aufzubauen und die Perspektive für ein gemeinsames europäisches Haus aufzuzeigen.

Im Kalten Krieg hingegen lag die Aufgabe der Osteuropa-Studien darin, den Feind besser zu verstehen. Das stimmt, doch davon haben wir uns 1991 ganz klar verabschiedet. Wir werden alles unternehmen, dass sich das Fach nicht in diese Richtung zurückentwickelt.

Und wie wollen Sie das verhindern? Ich sah und sehe meine Hauptaufgabe darin, das Feindbild «Osteuropa» zu dekonstruieren. Nicht nur durch den Aussenblick, sondern auch durch Quellen aus diesen Ländern, durch Selbstzeugnisse und -verortungen. In dieser Hinsicht fühle ich mich um dreissig Jahre zurückkatapultiert. Für die Osteuropa-Studien ist die aktuelle Situation tragisch. Russland hat sich für Jahre – wenn nicht Jahrzehnte – von uns isoliert. Doch die Geschichte zeigt zum Glück, dass nach jeder Krise, nach jedem Krieg wieder ein Dialog möglich ist. Aber es ist ein harter Weg.

Wie steht es um die Zusammenarbeit mit russischen Wissenschaftler\*innen? Während beispielsweise Deutschland sämtliche Kontakte gekappt hat, geht die Schweiz einen moderateren Weg in der Zusammenarbeit mit der russischen Wissenschaft. Denn wer, wenn nicht das letzte intellektuelle Potential Russlands, sollte gegebenenfalls in einer Zeit nach Putin die kritische Masse ausmachen? Wir dürfen die russischen Wissenschaftler\*innen nicht vergessen. Viele sind in den Westen geflüchtet und werden nicht ohne Weiteres zurückkehren können, an ihrem vormaligen Institut auftauchen und sagen: «Hier bin ich wieder.»

Aber die Zusammenarbeit weiterzuführen, nachdem fast alle russischen Universitäten öffentlich Putin unterstützt haben, ist doch problematisch. Vielleicht sind die Universitäten als Hort des kritischen Denkens so stark unter Druck, dass sie praktisch gezwungen wurden, Putin zu unterstützen.

*«Historische Ereignisse an einzelnen grossen Männern aufzuhängen, ist ein Trugschluss.»*



Eine andere Möglichkeit ist, dass die Rektorate mittlerweile so stark von Putin-Vertrauten durchdrungen sind, dass diese ihn tatsächlich unterstützen. Doch das heisst nicht, dass die Dozierenden der gleichen Ansicht sind.

Und wie sieht die Zusammenarbeit mit ukrainischen Wissenschaftler\*innen aus? Mit unseren ukrainischen Kolleg\*innen sind wir seit Jahren verbunden. Über dieses Netzwerk

erfahren wir unter anderem, was an den Universitäten in Charkiw, Mariupol, Dnipro oder Lemberg passiert.

Auf welche journalistischen Beiträge greifen Sie zurück, um die Übersicht über die Lage zu behalten? Ich verbringe die frühen Morgenstunden mit einer «Pressechau» verschiedener englisch-, französisch- und deutschsprachiger sowie osteuropäischer Medienkanäle. Von besonderem

#### Zur Person

Julia Richers studierte Geschichte und Anglistik in Budapest und Basel. Sie ist seit 2015 ordentliche Professorin für Neueste Allgemeine und Osteuropäische Geschichte sowie Studienleiterin der Osteuropa-Studien Bern-Fribourg. Sie forscht unter anderem zu Erinnerungskulturen und Gedächtnisorten in Osteuropa sowie zur Geschichte Russlands, Ungarns und des Karpatenraums.

*«Die Geschichte zeigt, dass nach jeder Krise wieder ein Dialog möglich ist.»*

*«Wir werden alles dagegen unternehmen, dass sich die Osteuropa-Studien wieder der Feindforschung verschreiben.»*



Interesse für das deutschsprachige Publikum ist die Internetplattform «Dekoder», die Beiträge aus russischen, belarussischen und ukrainischen Medien ins Deutsche übersetzt und kontextualisiert. Ausserdem ist «Meduza», eine russische Internetzeitung im Exil in Riga, auch in englischer Sprache verfügbar.

**Lesen Sie auch von der russischen Regierung kontrollierte Medien?** Immer seltener. Denn es ist frustrierend, ja erschütternd, wie in diesen Medien über die Ukraine berichtet wird. «Ria Novosti», die grösste Presseagentur Russlands, veröffentlichte am 3. April einen Artikel darüber, «was Russland mit der Ukraine tun sollte». Dieser Artikel macht schlicht sprachlos. Er skizziert einen mehrstufigen Plan zur Ausradierung der Ukraine als Staat über die nächsten Jahrzehnte. Und das ist ein staatliches Medium!

**Glaubt die russische Bevölkerung dieser Propaganda? Bei vielen Aussagen ist es doch offensichtlich, dass sie aus der Luft gegriffen sind.** Dass Behauptungen verfägen, die auf uns haarsträubend wirken, kann man teilweise damit erklären, dass Osteuropa eine andere historische Entwicklung durchlaufen hat als Westeuropa – darauf weise ich als Historikerin unablässig hin. Zum anderen scheinen die Leute der Propaganda irgendwann zu glauben, wenn sie ihr ständig ausgesetzt sind.

*«Osteuropa hat eine andere historische Entwicklung durchlaufen als Westeuropa. Darauf weise ich unablässig hin.»*

**Reagiert die Bevölkerung heute anders auf die Propaganda als früher?** In der Sowjetunion wurde die Propagandazeitung «Prawda» oft gegen den Strich gelesen. Wenn man nämlich darauf achtete, wie berichtet wird und worüber nicht geschrieben wird, konnte man tatsächlich etwas «Wahrheit» herauslesen. Man hatte eine gewisse Resilienz der Propaganda gegenüber aufgebaut und ging zum Teil auch humorvoll damit um. Das scheint heute verloren gegangen zu sein. Viele sitzen den Behauptungen des Kremls auf.

**Eigentlich ist doch der Zugang zu alternativen Medien heute viel einfacher als in der Sowjetunion.** Genau. Und trotzdem berichten einige Russ\*innen im Ausland, dass ihre eigenen Eltern ihnen in Bezug auf den Krieg weniger Glauben schenken als der Propaganda aus dem Fernsehen. Warum man früher der «Prawda» misstraut hat, heute aber dem «Perwy Kanal», dem grössten russischen Fernsehsender, glaubt, kann ich mir als Historikerin nicht erklären. Diese Unterschiede zu erklären, wäre eine wichtige medienwissenschaftliche Aufgabe.

**Sie erwähnten, der Westen nehme Osteuropa als einheitlichen Block wahr, interessiere sich nicht für die inneren Feinheiten. Spiegelt sich das auch in der Berichterstattung über die Ukraine wider?** Zwischen der Berichterstattung heute und derjenigen über die Euromaidan-Proteste und die Annexion der Krim ist eine massive Verbesserung erkennbar. Damals ärgerte ich mich wahnsinnig über völlig falsche Behauptungen, zum Beispiel über die Herkunft des Faschismusvorwurfs an die Ukraine, den Putin schon damals erhob.

*«Mit den Begriffen «ukrainisch» und «russisch» sollte in der Berichterstattung sorgfältig umgegangen werden.»*

**Mit der jetzigen journalistischen Situation sind sie also zufrieden?** Weitgehend. Es ist aber ein Problem, dass an vielen Orten gar keine Journalist\*innen präsent sein können. In Schweizer und anderen Medien liest man darum oft am Ende einer Meldung, dass die Angaben «nicht von unabhängiger Seite überprüft» werden können. Das ist nicht ideal, aber die Alternative wäre, gar nicht über den Krieg zu berichten. Ausserdem sollte in der Berichterstattung sorgfältig mit den Begriffen «ukrainisch» und «russisch» umgegangen werden.

**Wie meinen Sie das?** Wenn über Russland berichtet wird, gibt es den Reflex, den Kreml mit ganz Russland gleichzusetzen. Dabei geht vergessen, dass es in Russland Oppositionelle gibt, die lange Haftstrafen oder sogar ihr Leben riskieren. Wer die russische Polizei

schon aus der Nähe erlebt hat, möchte möglichst nicht mit ihr in Kontakt kommen. Wir sollten also vorsichtig damit sein, per se alles Russische zu verurteilen. Andererseits ist es Fakt, dass grosse Bevölkerungsteile Putin unterstützen.

**Wie sind Ukrainer\*innen mit russischer Muttersprache von der Verurteilung aller Russischen betroffen?** Diese Menschen dürfen nicht vergessen gehen. Viele Ukrainer\*innen wechseln situativ zwischen Ukrainisch und Russisch. Gerade in der Ost-ukraine ist Russisch als Erstsprache völlig normal. Bisher war diese Bilingualität in der Ukraine kein Stein des Anstosses, sondern eine Selbstverständlichkeit, auch nach der Annexion der Krim. Besonders in der Westukraine wird nun jedoch alles Russische per se sehr kritisch gesehen.

**Eine andere mediale Vereinfachung ist die Reduzierung des Kriegs auf Putin und Selenskyj als Protagonisten.** Historische Ereignisse an einzelnen grossen Männern aufzuhängen, ist ein riesiger Trugschluss. Den Zweiten Weltkrieg können wir auch nicht einfach mit Hitler erklären. Darum sehe ich die mediale Konzentration auf diese zwei Personen kritisch.

**Hat die mediale Fokussierung auf Putin und Selenskyj nicht auch eine gewisse Berechtigung?** Medien müssen komplexe Sachverhalte vereinfacht erklären, um diese einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Klar, das Herunterbrechen der Komplexität ist für Medien unumgänglich – das ist auch der dankbare Unterschied zwischen Journalismus und Wissenschaft. Und natürlich trägt Putin die Hauptverantwortung, doch hinter ihm steht ein Machtapparat, den er nicht allein aufgebaut hat. Man darf auch die Oligarchen nicht vergessen, die bis jetzt weiter zu Putin halten, oder die Mitglieder der Duma, die praktisch einstimmig das neue Mediengesetz verabschiedeten.

**Und welche Assoziationen kommen Ihnen zu diesen beiden angeblichen Protagonisten in den Sinn?** (überlegt) Bei dieser Frage würde ich gerne einen Joker einsetzen (lacht). ♦

**Dein Netzwerk für heute und übermorgen.**

Berna Bernensis öffnet dir Türen, die andere nicht mal kennen!



Besuche einen unserer nächsten Anlässe. Als Gast ist für dich alles **kostenlos.**

**Bernastamm**  
Abwechslung zum Berufs- und Studienalltag

Restaurant «Della Casa» in Bern

Di. 14. Juni 2022 ab 17.30 Uhr

**Pétanque-Stamm**  
«Codex-Cup»

In Wattenwil (Outdoor-Anlass)

Di. 5. Juli 2022 um 18.00 Uhr



1881.ch

Infos und Anmeldung:  
1881.ch/anmeldung

Mattea (20) aus Ebnet fragt:

## Wann ist wieder Wanderwetter auf der Metaebene?

Liebe Mattea,

«Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung», sagen Eltern und Lehrer\*innen immer dann, wenn sie sich insgeheim selbst nach einer Kuscheldecke und dem heimischen Sofa sehnen, zwecks Aufrechterhaltung der Moral aber verbitterte Mine zum sinnlosen Spiel machen müssen. Dass dieser Gemeinplatz kaum mehr Wahrheitsgehalt hat als das Weltwoche-Editorial, hast du bestens erkannt und fragst deshalb lieber nach den optimalen meteorologischen Bedingungen. Wer sich öfters in den Bergen bewegt, weiss, der Mensch gleicht mit dem Werkzeug, das er sich schafft, so manchen körperlichen Nachteil aus, doch die Naturgewalten überwindet er nicht.

Lassen sich diese Aussagen nun auf eine höhere, allgemeinere Ebene transponieren? Bestimmt. Doch ist es nicht immer ratsam. Zwar würde ich mich selbst als pathologischen Grübler, Tagträumer und Allesüberanalysierer bezeichnen – vielleicht qualifiziert mich gerade das als Experte – und Wanderungen auf der Metaebene gehören zu meiner Alltagsroutine. Aber wie man auf Englisch zu sagen pflegen tut: «There's a time and a place.» Auf die Frage «Hast du daran gedacht, mir das vegane Schoko-Eis zu kaufen?» sind Betrachtungen über Konsum und

Kapitalismus meist keine gute Antwort. Und sprachphilosophische Überlegungen sind nicht angebracht, wenn Menschen erzählen, wie manche Worte für sie mit Diskriminierung, Schmerz und Trauma verbunden sind. Manchmal wollen sich unsere Mitmenschen verstanden und gehört fühlen und manchmal müssen konkrete Dinge auf konkreter Ebene besprochen werden.

Du siehst: Wann das Wetter geeignet ist für Wanderungen auf der Metaebene, muss oft situativ beurteilt werden. Dafür musst du dich aber weder in einen Ameisenhaufen setzen noch Satellitenbilder auswerten. Es reicht etwas soziales Feingefühl und allenfalls eine Nachfrage beim Gegenüber.

Mit ebenbürtigen Grüssen  
Dein Experte – *nop*

## Beratungsstelle der Berner Hochschulen

### Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter [beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch](mailto:beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch)

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

### Information

Wir stellen umfassende Infos, Tipps, Videos und Downloads auf unserer neuen Website zur Verfügung zu Themen wie Lern- und Arbeitstechniken, Studienfinanzierung, Studienplanung (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat), Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch), Psyche und Wohlbefinden, Chancengleichheit und Diversity oder Mobilität [www.bst.bkd.be.ch](http://www.bst.bkd.be.ch).

Zu studienbezogenen und zu psychologischen Themen (persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

### Workshops

Wir organisieren Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

**Beratungsstelle der Berner Hochschulen**  
Erlachstrasse 17, 3012 Bern  
Tel. +41 31 635 24 35  
E-Mail: [beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch](mailto:beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch)  
Website: [www.bst.bkd.be.ch](http://www.bst.bkd.be.ch)

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)  
Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.  
Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

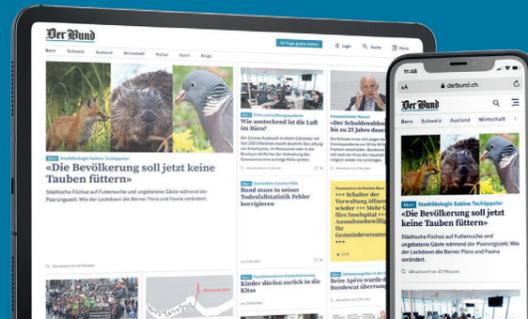
## Der Bund

Für Leser:innen.

Das neue  
Youth-Abo mit  
40% Rabatt!

## Unser Studi-Angebot für alle unter 25 Jahren

Abonniere Qualitätsjournalismus und lese 24/7 uneingeschränkt digital.



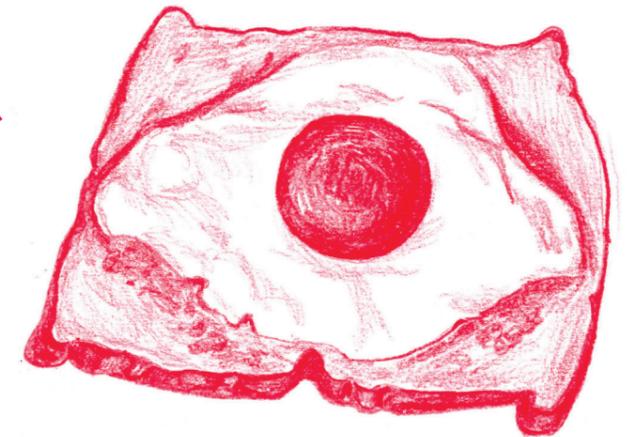
**Monatsabo Youth für 9.– statt 15.–**  
**Jahresabo Youth für 99.– statt 165.–**

Jetzt online bestellen unter [ta.media/youth-bu2](http://ta.media/youth-bu2) oder einfach QR-Code scannen:



## Rätsel

«*Es Canapé mit Hammä,  
es Canapé mit Ei,  
ds si zwoi Canapés,  
eis mit Hammä u eis mit Ei.*»



Welches Lied ist gesucht?  
Wir übersetzen die Lyrics des Originals auf  
Berndeutsch, ihr erratet den Song.

Sende das Lösungswort bis am 3.6.2022  
an [raetsel@studizytig.ch](mailto:raetsel@studizytig.ch).

Zu gewinnen gibt es dieses Mal gleich doppelt:  
1x2 Tickets für die die Oper «I Capuleti e i  
Montecchi (Romeo & Julia)» am 25.6.2022 der  
Bühnen Bern.  
5x2 Tickets für das Marzili Movie  
(19.-23.7.2022)

Bitte teile uns in deiner Antwort-Mail mit,  
welche Tickets du gewinnen möchtest.

Viel Erfolg!

## Nadines Perspektive



Illustration von Nadine de Bernardi mit  
dem Titel: «Syrisches Mädchen in Moria»

# Nachgefragt bei...

Text: Melea Liechti  
Foto: zvg

**Weshalb entscheidet sich jemand für den Beruf als Lehrperson? Wir haben nachgefragt: Bei zwei Studenten an der Pädagogischen Hochschule Bern. Einem «Neuling» und einem, der schon bald fertig ist.**

**Wieso willst du Lehrperson werden und warum tust du dir das an?**

**Beni:** Ich arbeite in meiner Freizeit gerne mit Teenies und Jugendlichen zusammen. Als Lehrer kann ich mein Hobby zum Beruf machen.

**Flurin:** Ich möchte junge Menschen in ihrem Erwachsenwerden begleiten. Mir ist es besonders wichtig, sie zum selbstständigen Denken heranzuführen. Weiter liegt mir viel

an der Fähigkeit, sich selbst zu finden und sich in Natur, Gesellschaft und Wirtschaft orientieren zu können. Warum ich mir das antue – ich bin wohl Idealist.

**Hättest du dich selbst als Schüler gewollt?**

**Beni:** Definitiv nicht!

**Flurin:** Ja, durchaus. Ich war jeweils hochmotiviert, wenn das Thema spannend war, beziehungsweise spannend vermittelt

wurde – sonst aber eher faul. Das gefällt mir auch bei Schüler\*innen. So hat man gleich einen Gradmesser, ob man gerade guten Unterricht macht.

**Was sind für dich die schwierigsten Situationen im Klassenzimmer?**

**Beni:** Ich finde es schwierig, die Schülerinnen und Schüler zu motivieren, wenn sie Desinteresse an Themen zeigen, die mich selber nicht speziell interessieren.

*«Ich finde es schwierig, die Schülerinnen und Schüler zu motivieren, wenn sie Desinteresse an Themen zeigen, die mich selber nicht speziell interessieren.»*

**Flurin:** Soziale Schwierigkeiten zwischen den Schüler\*innen. Oftmals steht Aussage gegen Aussage – wem glaubt man da? Und natürlich tragische Ereignisse wie Unfälle, schwere Krankheiten etc. Das ist wohl für niemanden einfach.

**Worauf freust du dich am meisten im Studium? Was waren die Highlights rückblickend?**

**Beni:** Auf die Gemeinschaft mit den Mitstudierenden.

**Flurin:** Die Praktika waren – grös-



Beni, 23, studiert im 2. Semester

*«Ich arbeite in meiner Freizeit gerne mit Teenies und Jugendlichen zusammen.»*

tenteils – toll, die meisten Veranstaltungen der Fachwissenschaften (Deutsch, Englisch, RZG, Musik) haben mir auch Spass gemacht. Und die Gespräche im lockeren Rahmen: in der Cafeteria, beim Mittagessen, beim Fübi\* und anderen grossartigen VdS\*\*-Anlässen – nicht nur mit anderen Studierenden, auch mit den guten Dozierenden.

**Wer war dein\*e Lieblingslehrer\*in? Weshalb?**

**Beni:** Meine Lieblingslehrerin war Natasha Beutler. Sie wusste, wie sie mit unserer Klasse umgehen musste und es gelang ihr, mich in der 9. Klasse zum Lernen zu animieren, obschon ich bereits eine Lehrstelle hatte.

*«Weil Musik am Neufeld eine Erfahrung ist, die sich kaum in Worte fassen lässt; das Feuer für klassische Musik und Singen, das in uns erweckt wurde, die vielen lustigen Stunden, die einzigartige Zeit vor und während den Konzerten.»*

**Flurin:** Christian Körner – wandelndes Geschichtslexikon, immer gut drauf, grossartiger Humor; weil er es schaffte, uns zu Geschichtsliebhabern zu machen.

Birgit Potjer – weil wir selbstständig denken lernten, sie sehr hohe Ansprüche an uns hatte, und wir literarisch und sprachlich in hohe Sphären vordrangen.

Und schliesslich die Musikabteilung des Neufelds: Christoph Marti, Bruno Späti, Bernhard Kunz – weil Musik am Neufeld eine Erfahrung ist, die sich kaum in Worte fassen lässt; das Feuer für klassische Musik und Singen, das in uns erweckt wurde, die vielen lustigen Stunden, die einzigartige Zeit vor und während den Konzerten.

*«Ich möchte junge Menschen in ihrem Erwachsenwerden begleiten.»*



Flurin, 25, studiert im 10. Semester

**Was hätte es in deinem Schulzimmer: Sofa oder Töggelikasten?**

**Beni:** Tendenziell eher ein Sofa.

**Flurin:** Wenn ich könnte, würde ich ein Sofa ins Klassenzimmer und einen Töggelikasten in den Gang stellen. ♦

\*Fübi = gratis Feierabendbier für alle PH Studis, jeden 1. Donnerstag im Monat

\*\* VdS = Vereinigung der Studierenden.

